



1913

## Katharina II. von Russland

Carry Brachvogel

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_nonfict](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Brachvogel, Carry, "Katharina II. von Russland" (1913). *Prose Nonfiction*. 116.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_nonfict/116](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/116)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

# Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XVII

Katharina II. von Rußland

Bielefeld und Leipzig  
Verlag von Velhagen & Klasing  
1913

DK  
170  
B7

# Katharina II. von Rußland

Von

Carry Brachvogel

Mit fünf Kunstdrucken

„In engen Fesseln muß das Leben reifen,  
Damit es Kraft gewinnt, sie abzustreifen.“  
Sturm.



Bielefeld und Leipzig  
Verlag von Velhagen & Klasing  
1913

Druck von Belhagen & Klasing in Bielefeld.



Katharina II.  
Ausschnitt aus einem Gemälde von J. B. von Lampi im Kaiserl.  
Winterpalais zu St. Petersburg.

Im Kasernenhof von Stettin exerziert das Infanterieregiment Anhalt-Zerbst.

„Gewehr bei Fuß! Stillgestanden! Augen links! Eins, zwei, eins, zwei . . . Halt! Die ganze Kompanie kehrt! Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei . . .“

Die Kommandos fliegen, und die Griffe klappen, daß die ganze Kompanie nur ein Kopf, ein Bein und ein Arm zu sein scheint. Der Kommandeur, Herr Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, scheint zufrieden oder wenigstens nicht unzufrieden, denn es ist fraglich, ob irgend ein Regiment der gesamten preußischen Monarchie so exerzieren könnte, daß Herr Christian August wahrhaft und restlos zufrieden wäre. Ist er doch Soldat, mit Leib und Seele Soldat, nichts als Soldat und immer wieder Soldat, wie es seit des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Zeiten regierende und nicht regierende Fürsten in Deutschland immer wieder gewesen sind. Die Passion oder die Manie für das Militär war damals neue und hohe Mode, lag den deutschen Herren auch aus mancherlei, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen besser als der galante und pathetische Firtlesanz von Versailles. Der Fürst von Anhalt-Zerbst insbesondere kann sich gar nichts Schöneres denken, als Drill und Kasernenhof. Unter der Woche Dienst, am Sonntag eine erbauliche

Predigt, hol mich der Teufel, was will der Mensch noch mehr vom Leben verlangen?!

„Halt! Stillgestanden! Gewehr bei Fuß! Die ganze Kompanie kehrt! Eins, zwei, eins, zwei! Rührt euch!“

Wahrhaftig, all seine Söhne, und wenn er ihrer zwölf hätt', müßten den bunten Rock tragen, und wenn seine Älteste eben nicht leider ein Mädchel geworden wäre statt ein Bub, so müßte auch sie daran glauben. Donnerwetter, war das eine Enttäuschung, als vor etwa zwölf oder dreizehn Jahren, am 2. Mai 1729, die Wehmutter ihm statt des erwarteten Jungen das dumme, kleine Ding, die Fieße, in die Arme legte! Na, im Lauf der Jahre hatte er's natürlich verschmerzt, und er hat die Tochter, die mit ihrem richtigen Namen Sophie Friederike heißt, von Herzen gern, soweit wie eben ein richtiger Soldat ein Wesen gern haben kann, das unfähig ist, Gewehrgriffe zu üben und in die Tieffinnigkeiten des Exerzierreglements einzudringen.

„Gewehr bei Schulter! Stillgestanden! Augen rechts! Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei . . . Halt! Die ganze Kompanie schwenkt! Rechts ab! Eins, zwei, eins, zwei . . .“

Auch wenn Herr Christian August den Dienst hinter sich hat, denkt und redet er kaum anderes als Kaserne und Regiment. Solches tagaus, tagein anzuhören ist gewiß für keine Ehefrau besonders erbaulich, am wenigsten aber für die Frau Fürstin, eine geborene Holstein-Gottorp, die unruhigen Geistes ist und die sich in Stettin überhaupt nicht wohl fühlt, wengleich sie mit ihrem Mann im Stadtschloß wohnt und unter den Honoratiorendamen natürlich eine

bevorzugte Stellung einnimmt. Doch dieser kleine Wirkungs- und Repräsentationskreis konnte nicht einer Frau genügen, die, wie viele Mittelmäßigkeiten, von Eitelkeit ganz zerfressen war und nur davon träumte, zu glänzen, politisch eine Rolle zu spielen und Geld zu verschwenden, wie sie es von bevorzugten Damen in Paris, Dresden, Berlin gelesen, gehört oder gesehen hatte. Für die Begriffe von damals war sie schon weit in der Welt herumgekommen, denn sie war als Mädchen in Paris gewesen, und wenn Herr Christian August mit Frau und Kindern immer wieder die Reisekutsche bestieg, so geschah es gewiß nur der unruhigen Fürstin zuliebe, nicht um dem Wandertrieb des seßhaften und dienstfreudigen Mannes zu genügen. Bis nach Paris kamen die Herbstferien nie, die Frau Fürstin mußte sich's mit Betternreisen nach Hamburg, Berlin, Cütin usw. genügen lassen, aber da die Familie Anhalt über acht Linien verfügte und auch die Holsteiner überall reichlich verschwägert und ansässig waren, so fehlte es nicht an Abwechslung, und die Kinder bekamen mehr von der Welt und von fremden Dingen zu sehen als die anderen kleinen Mädchen und Buben, mit denen Fieße sonst wohl auf dem Marktplatz herumlief und spielte. Freilich hätte man noch viel schönere Reisen machen, hätte besonders in Glanz und Gloria öfters nach Rußland fahren können, wenn nicht der Bruder der Frau Fürstin, Karl August von Holstein . . . Hier aber hört der Fürst nicht mehr zu. Seine lebendigen Soldaten interessieren ihn mehr als dieser tote Schwager, und außerdem ist verloren verloren, und gegen Schicksalstücke kann der Mensch nichts ausrichten.

Mit dieser nicht gerade neuen, darum aber nicht weniger wahren Erkenntnis verläßt der dienstfreudige Herr seine Familie, begibt sich zu den Nachmittagsübungen in die Kaserne und läßt seine Johanna Elisabeth mit ihren vereitelten Hoffnungen und ihren schmerzlichen „Wenn nicht“-Erinnerungen allein.

Wenn die Fürstin ihr Leben bedenkt, so kommt für sie nach ihrer Auffassung nicht viel Erfreuliches heraus. Sie steht im Anfang der dreißig, also in jenen Jahren, da die Frauen am verführerischsten und am mutigsten sind, bildet sich ein, daß sie ein bedeutender Kopf und insbesondere eine diplomatische Begabung sei, und sitzt nun in sehr bescheidenen finanziellen Verhältnissen mit einem Ultrasoldaten und etlichen Kindern im Stadtschloß zu Stettin, hört statt des Betriebes der großen Welt den Klatsch der kleinen Stadt, empfängt statt chiffrierter Depeschen die Besuche der Provinzdamen, und statt mit Pracht und Luxus erfüllt ihr Mann die Wohnung mit Tabaksqualm und Kasernengeschichten. Weiß Gott, für eine Frau, die sich an den Vorbildern der Gräfin Königsmarkt oder der Frau von Maintenon berauscht hat, ist diese Existenz kläglich genug, erscheint Johanna Elisabeth noch kläglicher, wenn sie bedenkt, wieviel Glanz durch den verstorbenen Bruder auf sie und ihr Leben hätte fallen können. War doch dieser Bruder vor Jahren mit der schönen russischen Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, verlobt gewesen und wäre längst deren Gatte, wenn nicht der Tod den Bräutigam aus den Armen der blonden, verzweifelt Braut genommen hätte. Nun lebt die schöne Elisabeth allein und unbeachtet neben dem zarischen Thron, auf dem, unter der sehr fragwürdigen Regent-

schaft seiner Mutter Anna Leopoldowna, Elisabeths anderthalbjähriger Vetter, Iwan, sitzt.

Lebt heute noch allein und unbeachtet, — wer aber kann sagen, wie sie morgen leben wird? In Rußland, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ist alles erlaubt, ist alles denkbar, ist alles schon dagewesen, und man braucht noch nicht einmal eine so hervorragende politische Begabung zu besitzen, wie die Fürstin sie sich zutraut, um den Gedanken zu erwägen, daß es die Zarentochter vielleicht gelüftet, eines Tages mehr als bloß Zarentochter zu sein. Wenn dann Karl August noch lebte, dann teilte er mit Elisabeth den russischen Thron, dann könnte Johanna Elisabeth sagen: „Mein Bruder Rußland“, könnte monatelangen Aufenthalt in Petersburg nehmen, und auf ihr und ihrer ganzen Familie läge leuchtend der Nimbus, der von den weißen Zaren geheimnisvoll über Europa hinströmt. Doch wozu all diese Gedanken quälend bis zuletzt ausdenken, da sie sich doch nie und nimmer erfüllen können! Mit den blauen Augen Karl Augusts sind auch die Zukunftshoffnungen der Fürstin gebrochen, und die Größe des Hauses Holstein-Gottorp ist mit ihm zur letzten Ruhe eingegangen . . . —

Man sagt wohl gerne, daß enttäuschte Frauen in ihren Kindern Ersatz finden für das, was ihnen das Leben schuldig blieb, aber die Fürstin kann sich zu dieser Auffassung nicht bekennen. Ihre Söhne sind noch sehr klein, und über das Mädchel ärgert sie sich fast immer, so oft sie es zu Gesicht bekommt. Warum? Aus mancherlei Gründen. Zunächst ist es ihr, die selber noch eine junge Frau ist, nicht gar angenehm, einen Backfisch neben sich zu haben,

der in ein paar Jahren schon eine große Tochter sein wird. Und dann, was soll eine arme fürstliche Offiziersfamilie mit einem Mädchel machen! Ja, wenn Fiefchen schön wäre oder wenigstens verspräche schön zu werden, oder wenn sie Esprit besäße oder irgend eine der anmutigen und glänzenden Eigenschaften, mit denen die Frauen ihr Glück machen können, — aber nichts davon besitzt sie, rein gar nichts! Auf der eckigen, aufgeschossenen Gestalt sitzt ein dunkelblonder, magerer Kopf, aus dem das Kinn so spitz in die Welt hineinragt, daß Mademoiselle Cardel, die französische Erzieherin, alle Augenblicke zu der Kleinen sagt: „Voyons, princesse, tachez de retirer votre menton en arrière, afin de ne piquer personne!“ Das Mädchel lernt wohl ein wenig deutsch, ein wenig französisch und ein wenig Musik, aber auf gar keinem Gebiet zeigt sie eine besondere Begabung, und die Mutter sowie Mademoiselle Cardel sind fest davon überzeugt, daß sie im besten Fall einen Mann wie ihren Vater, im wahrscheinlichsten aber nur eine Stiftsdamenstelle bekommen wird, auf der sie dann siebenzig Jahre lang darüber nachdenken kann, wie unvorteilhaft es ist, als Tochter eines armen deutschen Fürsten auf die Welt zu kommen.

Wenn die Fürstin sich dies Zukunftsbild der Tochter entrollt, drängt wohl ihr unverbrauchtes Temperament zur Entladung, und dann pufft sie das Mädchel ohne besonderen Grund herum, ohrfeigt sie zur rechten Zeit und tut, was sie nur kann, um der Fiefe immer klar zu machen, daß sie ein rechtes Fräulein Unnütz ist und zeitlebens bleiben wird.

Die Kleine ist zwar mager von Gestalt, aber doch ganz robust an Leib und Seele. Sie ist weder

empfindlich noch verwöhnt, umkränzt die mütterlichen Püffe und Ohrfeigen weder mit verbitterten noch mit sentimentalischen Empfindungen, trachtet nur ganz praktisch, ihnen soviel wie möglich zu entweichen, erträgt sie schweigend, wenn die Hände der Fürstin wieder einmal flinker waren als die Beine der Tochter. Die Selbstbeherrschung, die Fiefchen auf diese Weise schon in früher Jugend lernt, ist wohl das wichtigste wenn auch ganz unbewußte Moment ihrer häuslichen Erziehung, denn außer dem bißchen Französisch und Musik läßt ihr die Mutter nichts beibringen, als daß sie den Damen, die zu Besuch ins Stadtschloß kommen, ehrfürchtig die Hand küssen muß. Immerhin ist diese Kunst des Handkusses und der demütigen Gebärde für Fiefchen nicht unwichtig, denn sie wird in ihrem künftigen Leben jahrzehntelang Hände küssen müssen, die sie quälen und erniedrigen, wird sich unterwürfig neigen müssen, wo sie im Herzen verhöhnt und verachtet, bis endlich der Tag erscheint, an dem sie selbst die Hände mit der Geste der Imperatorin einem knienden Volk zum Kusse darreichen darf.

Bis dahin aber hatte es noch gute Weile, und Fiefchen bekam noch viele Püffe und Ohrfeigen, Herr Christian August drillte noch viele Soldaten und erzählte viele Kasernenaneddoten, und die Frau Fürstin hatte noch reichlich Gelegenheit, sich über ihn und seine Teilnahmslosigkeit gegenüber dem toten Glück des Hauses Holstein-Gottorp zu ärgern. Eines Tages aber, gegen Ende des Jahres 1741, vergaß er doch einmal seinen öden Militärklatsch, horchte gespannt auf, wenn der Name Elisabeth von Rußland genannt wurde, und gab sicherlich auch



selbst seine Ansicht über das neue, überraschende Ereignis im heiligen Rußland kund. Was sich in diesen Dezembertagen an der Newa abgepielt hatte, war ja auch wirklich geeignet, nicht nur das Stadtschloß von Stettin sondern auch die gesamte diplomatische und politische Welt Europas zu überraschen: die Großfürstin Elisabeth hatte mit Hilfe des Preobrasenskyschen Regiments einen glücklichen Staatsstreich gemacht, hatte die Regentin Anna Leopoldowna verjagt, den kleinen Iwan in Schlüsselburg interniert und sich selbst zur Zarin aller Rußen gemacht. Man kann sich denken, daß die Fürstin von Anhalt-Zerbst nun erst recht all ihre „wenn“ und „wenn nicht“ zu jammern begann, und vielleicht hat ihr der Gatte in diesen Tagen etwas williger zugehört als sonst. Als sie dann die große Neuigkeit nach allen Seiten hin betrachtet und erörtert hatten, tat die Frau Fürstin etwas, was zwar nicht ungewöhnlich aber immerhin ganz klug und freundlich war: sie setzte sich hin und gratulierte der frischgebackenen Kaiserin zu ihrem Regierungsantritt. Elisabeth, die für die Familie ihres verstorbenen Bräutigams immer noch ein kleines Zärtlichkeitsgefühl bewahrt hatte, antwortete sehr liebenswürdig und erbat sich von der Fürstin die Bilder der noch lebenden Brüder Holstein und auch das ihrer eigenen, langverstorbenen Schwester, die den Herzog von Holstein-Gottorp geheiratet hatte und bei der Geburt ihres ersten Kindes, des kleinen Peter, gestorben war. Doch noch ehe die Fürstin recht Zeit gefunden hatte, die gewünschten Porträte zu sammeln und zu verpacken, kam von Rußland her schon wieder eine überraschende

Neuigkeit: kaum drei Wochen nach ihrem Regierungsantritt erklärte die unvermählte Elisabeth, daß sie ihrem Land einen Thronfolger schenke und zögerte nicht, den jungen Herrn alsbald vorzustellen. *Hony soit qui mal y pense!* Die Zarin dachte nicht daran, den Sproß irgend eines geheimen Liebesfrühlings zu offenbaren oder zu legitimieren, sie ließ nur mit etwas wirbelwindmäßiger Geschwindigkeit den Sohn ihrer verstorbenen Schwester Holstein, den jungen Peter, aus Kiel entführen, nach Petersburg bringen, orthodox taufen und führte ihn vor Hof und Land als den Erben ihrer Krone und Großfürst Peter von Rußland hin. Als die Frau Fürstin dies vernahm, wollte es sie bedünken, daß ein Strahl der Gnade über das lang verdunkelte Haus der Holstein-Gottorp fließe und als ob nur Karl August, nicht aber das Glück seines Namens gestorben wäre. Sie versucht, sich ein Bild von dem kleinen Neffen zu machen, der gestern noch der Anwärter eines deutschen Thronchens war und für dessen Kinderhand heute schon die Zügel des großen Osterreichs bestimmt sind — aber so sehr sie sich auch müht, es bedeutend oder liebenswürdig zu gestalten, so kommt doch keine recht deutliche, geschweige denn eine liebenswerte Silhouette heraus. Gelegentlich der alljährlichen Bettlernreisen haben die Stettiner wohl da und dort den kleinen, elternlosen Peter gesehen, der von unfähigen Vormündern und Erziehern betreut, das heißt, in Grund und Boden verdorben wurde, und so weiß sie kaum anderes von ihm, als daß er in seinem Verwandtenkreis „der böse Bub von Kiel“ hieß. Auch gesundheitlich wird es mit ihm wohl nicht zum besten stehen, denn seine

Mutter war schwindsüchtig und beide Eltern starben jung dahin — wer weiß, ob dies Kind jemals die Krone Rußlands tragen, ob er nicht vielmehr der Zarin vorangehen wird in das dunkle Reich, in das die Holsteins, ach! so früh hinabsteigen müssen! Wie die Fürstin bedenkt, daß der Gnadenstrahl, der eben über ihrem Hause aufleuchten will, an das schwächliche Leben dieses kleinen Jungen gebunden ist, fallen ihr wieder all ihre „wenn“ und „wenn nicht“ ein, und sie möchte verzagen an dem Glück, an das sie eben noch inbrünstig glauben wollte. Die allernächste Zeit aber lehrt sie, daß es doch wirkungsvoller in die Erscheinung tritt, als sie glaubte; denn wie ein köstlicher Frühlingsregen, der alle verborgenen Keime zum Blühen treibt, rieseln jetzt aus Petersburg und Berlin Gnaden- und Freundschaftsbeweise über die Familie hin, die den Vorzug genießt, mit Jung-Peter von Holstein blutsverwandt zu sein. Zunächst schickt die Zarin ihr in prachtvolle Diamanten gefaßtes Bild an die Fürstin, dann ernennt Friedrich von Preußen den Fürsten zum Feldmarschall (was keineswegs eine Anerkennung Zerbstischer Militärtüchtigkeit, sondern nur eine freundliche Verneigung vor Rußland bedeutet!), und weil Herr Friedrich von Preußen zwar noch nicht der Große heißt, aber schon jetzt weiß, daß für einen wirklich Großen auch das Kleinste nicht zu gering ist, ermuntert er die Fürstin, mit ihrer Tochter nach Berlin zu kommen und das kleine Fräulein von Pesne malen zu lassen. Natürlich kam es ihm dabei weder auf die herben Züge des anhaltinischen Backfisches noch auf einen Auftrag für den alternden Pesne an, aber als das Bildchen

fertig war, fand der König es so hübsch (vermutlich war es viel hübscher als das Modell!), daß er meinte, man solle es als ein kleines Begengeschenk für das Diamantenporträt an die Zarin Elisabeth schicken. So groß war sein plötzlich erwachtes Wohlgefallen an dem Bilde, daß er selbst einen Bruder der Fürstin, August von Holstein, beauftragte, es der Zarin zu überreichen oder nein, nicht feierlich zu überreichen, sondern gelegentlich in die Hände zu spielen oder auch durch den preussischen Gesandten in Petersburg, von Mardefeld, spielen zu lassen. . . .

Man kann sich denken, daß die Fürstin zu diesem königlichen Vorschlag nicht nein sagte, und man darf annehmen, daß er auch Fieschen nicht mißfiel, obschon natürlich kein Mensch sie um ihre Meinung fragte. Sie wurde nur abwechselnd gemalt und gehrfeigt, und dann kehrte man wieder ins Stadtschloß von Stettin zurück. Ein Jahr verging, — aus Rußland kam keine Nachricht; offenbar hatte König Friedrich, der sich ja so wenig auf Frauenreiz verstand, die Wirkung des Pesneschen Bildes gründlich überschätzt. Weil aber die Familie sich trotzdem jetzt in der aufsteigenden Glückslinie zu befinden schien, reisten sie gegen Ende 1743 vergnügt nach Zerbst, wo soeben durch das Aussterben der älteren Linie der Bruder des Fürsten regierender Herr geworden war. Dort feierten sie wohl nach alter, norddeutscher Sitte fröhliche Weihnacht mit Karpfen und Mohnpielen, sahen vielleicht in der Neujahrsnacht gemütlich und heiter mit allen Verwandten zusammen, sahen zu, wie die Kinder und jungen Leute Blei gossen, und die Frau Fürstin schaute sich vielleicht die unruhigen Augen halb

blind, ob Fietchen sich nicht einen Reisewagen oder gar eine Krone gösse. Wie immer aber auch das bleierne Zukunftsbild ausgesehen haben mag, das die Kleine sich aus kaltem Wasser herausfischte, so war es doch gewiß nicht halb so aufregend und absonderlich wie die Wirklichkeit, die schon in den ersten Tagen des Jahres 1744 in den Schloßhof von Stettin sprengte. Sie sprengte ganz wörtlich, nicht etwa nur bildlich, sprengte in Gestalt eines Kuriers, der aus Berlin herbeigerast war, um der Frau Fürstin einen Brief zu überreichen. Wie die Frau Fürstin den Kurier erblickte, begann ihr Herz mächtig zu schlagen, und als sie den Brief gelesen hatte, war sie einer Ohnmacht nahe. Auch Herr Christian August dachte an diesem Tag weder an den Dienst noch an die Kasernenanekdoten, und Mademoiselle Cardel vergaß völlig, ihren Zögling wegen des allzu spitz vorspringenden Kinns zu ermahnen. Alle, die den Inhalt des Briefes erfuhren, waren starr und sprachlos (dies aber nur bildlich!) vor Staunen, und vermutlich war es auch Fietchen, die an der Sache nicht ganz unbeteiligt bleiben sollte. Authentisches über ihre Empfindungen läßt sich aber leider nicht mitteilen, denn genau so wie in Berlin, fragte sie auch hier niemand nach ihrer Meinung oder nach ihren Gefühlen. Die Frau Fürstin schoß jetzt nur aufgeregte im Hause hin und her, um alles so zu machen und zu bestellen, wie es in dem Brief angeordnet stand, und Herr Christian August begann in seinem nur an das Exerzierreglement gewöhnten Gehirn religiöse Fragen zu wälzen, deren Beantwortung ihm nicht ganz einfach schien. . . —

Von wem der Brief kam und was er enthielt? Um die Frage zu beantworten, müssen wir in umgekehrter Richtung seine Reise machen und dahin fahren, woher er kam — nach Petersburg.

2.

Um russischen Hof, der sonst nur von Strelitzenaufstand, Verschwörung, Palastrevolutionen und schrecklicher Gerichtsbarkeit wußte, hatte es dies ganze Jahr 1743 hindurch geflüstert und getuschelt und gelächelt, als wäre ein kleines Bataillon schalkhafter Amoretten vom Olymp direkt nach Moskau und Petersburg gesandt worden. Kanzler, Minister und Gesandte, die zur Audienz gingen, spitzten schon im Vorjaal zärtlich den Mund, als sprächen sie immerfort von oder mit einer hübschen Frau, und ein schöner Kokostil hätte sicher ausgefunden, „daß die blutige Lohe des Mars vor der freundlichen Fackel in Hymens Hand verblaßte.“ Die kleinsten Prinzessinnen schienen mit einem Male wichtiger als die größten Herrscher und Feldherren, es duftete schon überall nach Weihrauch und Myrten, und aus der Ferne klang es wie von unzähligen silbernen Hochzeitsglocken. Über dem ganzen Hof lag es wie eine Ahnung künftiger Honigmonde, und aus noch ungeborenen Zeiten her hörte die Zarin schon ein Stimmchen (natürlich ein männliches Stimmchen) krähen, das den Großfürsten Peter als Vater begrüßte . . . —

Seit Jung-Peter von Kiel nach Petersburg entführt und wenigstens äußerlich russifiziert worden war, dachte seine Tante nichts anderes mehr, als ihn zu verheiraten. Der Gedanke schreckte sie, daß

die Zukunft der Dynastie und vielleicht auch ihr eigenes Schicksal nur auf den zwei Augen dieses schwächlichen, epileptischen Fünfzehnjährigen stand, denn solange die Nachfolge nicht durch einen Sohn des Thronfolgers für weiterhinaus gesichert erschien, blieb das in Schlüsselburg gefangene Kind Iwan ein Thronanwärter, den jeden Augenblick ein Aufstand zur Macht ühren konnte, gerade so wie ein Aufstand ihn gestürzt hatte. Nun, wenn ein junger Mann heiraten will oder soll, so findet er immerfort ohne allzugroße Schwierigkeiten eine passende Partie, und wenn der unge Mann noch obendrein ein Kronprätendent ist und sein darf, so kann man sich denken, daß er unter den ersten Töchtern aller Länder die Auswahl hat. Mit der Wahl kommt aber auch bekanntermaßen die Qual, und wenn Peter auch zunächst ebensowenig um seine Meinung gefragt wurde, wie das Mädchen von Stettin, so schwirrte dafür der kaiserlichen Tante der blonde Kopf von all den Vorschlägen und Gegenvorschlägen, die sie tagtäglich von Kanzlern, Ministern und Gesandten entgegennehmen mußte.

La Chétardie, der französische Gesandte, lächelt süß und fragt vorsichtig, was Ihre Majestät von einer Ehe mit einer von Mesdames dächte. Sein allergnädigster Herr, Ludwig XV., hat ja nicht weniger als sechs Töchter zu verheiraten, sechs Fräulein aus edelstem Blut und doch in allen Schattierungen: heiter, ernst, fromm, weltlich, demütig, herrschsüchtig — mit einem Wort, wie man sie haben will. Alle sind sehr jung, von einer sehr kinderreichen Mutter geboren und sehr unwissend erzogen — kann sich Ihre Majestät eine passendere Frau für den Großfürsten denken?!

Bestuscheff, der allmächtige Kanzler, dem die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen schon lange ein Dorn im Auge ist, spielt gegen die sechs Enfants terribles von Versailles gelassen seinen großen Trumpf, eine sächsische Prinzessin, aus. Die Prinzessin Marianne ist erst sechzehn Jahre alt, bildhübsch, sehr sorgfältig erzogen und gewährt, da ihr Vater ja zugleich König von Polen ist, die Möglichkeit eines Bündnisses, das Rußland, Sachsen, Osterreich, Holland und England gegen die französisch-preussische Allianz zusammenschließt. Bedenken Sie, Majestät, welche unermessliche Vorteile uns die weiße Hand der schönen Marianne gewähren kann, und folgen Sie dem Rat ihres bewährten Kanzlers, der nichts anderes will, als Ihren Ruhm und die Größe seines Landes!

Ein Dritter (aber nicht der preussische Gesandte!) schlägt eine Schwester des Preußenkönigs vor, ein Viertes, Fünftes und Sechstes offerieren, wie richtige Heiratsvermittler, andere Partien, und die Zarin, die trotz gelegentlicher Energieäußerungen eine Zauderin ist, kann sich in all dem Überfluß nicht schlüssig machen über die künftige Großfürstin. Diesen Augenblick benutzte der preussische Gesandte, der von seinem König genaue Instruktion erhalten hat, um Friedrichs Schützling, das kleine Fräulein von Anhalt-Zerbst, in den Vordergrund zu drängen. Auf Ehre, Majestät, diese bescheidene deutsche Prinzessin ist die richtige Frau für Seine Kaiserliche Hoheit. Majestät kennen ja schon ihr Bild und dürfen überzeugt sein, daß sie ebenso bescheiden und angenehm ist, wie sie aussieht. Keine Schönheit, keine glänzenden Gaben, aber schon der hochselige Vater meines allergnädig-

sten Herrn hat ja sehr richtig bemerkt, daß ein richtiges Frauenzimmer „modest und eingezogen“ sein soll. Die Prinzessin Sophie Friederike wird zeit-  
lebens in Dankbarkeit und Glück ersterben, daß Ihre Majestät sie aus so vielen Bewerberinnen zu der hohen Stellung einer Großfürstin beriefen, sie wird niemals politische Zettlungen machen, sich nie um Staatsgeschäfte kümmern, nie Intrigen spinnen, wird nichts anders wollen, als das stille Glück an der Seite ihres Gatten und im Kreise ihrer Kinder. Bedenken Sie, Majestät, mit wieviel Ansprüchen eine schöne oder glänzende Frau ankommen, und was man erst von einer ehrgeizigen zu erwarten haben wird, von einer, die vielleicht gar in Versailles mit angesehen und gelernt hat, wie Frauen mit Erfolg agitieren und konspirieren! Auf Ehre, Majestät, mein allergnädigster Herr hat gar kein besonderes Interesse an dieser Prinzess von Anhalt-Zerbst, denn was könnte er von der Nebenlinie eines kleinen Fürstenhauses und von dessen mittelmäßiger Tochter erwarten?! Es ist nur Freundschaft, ganz uneigennützig Freundschaft, wenn er für den Großfürsten dieses stille, leicht zu lenkende Mädchen empfiehlt, das obendrein noch gar keine störende Verwandtschaft mitbringt!

Der französische Gesandte unterstützt die Ausführungen des preußischen, denn Ludwig XV., der sich zwar im allgemeinen um seine Töchter gar nicht kümmert, hat doch, vermutlich aus Hochmut, eine gewisse Antipathie gegen die Heiratsallianz mit dem jungen Rußland, und La Chétardie hält es daher für klug, den preußischen Antrag zu unterstützen, schon damit ihnen nicht unversehens die



„Fiefchen“. Jugendbildnis Katharinas II. als Prinzessin Sophie von Anhalt-Zerbst.  
Gemälde von Antoine Pesne im königl. Schloß zu Berlin.

Sächsin als Großfürstin-Braut vorgestellt wird. La Chétardie rühmt noch als besonderen Vorzug der Stettinerin die ungewöhnliche Borniertheit des alten Anhalt-Zerbst, die ja auch schon Friedrich von Preußen in Erstaunen gesetzt hat und über die er noch nach Jahrzehnten in seinen Briefen spötteln wird. Die geistige Einfachheit des Vaters macht offenbar einen günstigen Eindruck auf die Zarin; wie sie dann an die Mutter der kleinen Zerbsterin denkt, wachen Erinnerungen in ihr auf, und wie es brutaler Naturen Art ist, wird sie plötzlich und ziemlich unmotiviert sentimental. Mein Gott, ist doch diese Sophie Friederike Blut vom Blut des heißgeliebten Karl August, über dessen Verlust sie zwar bald Schuwaloff, bald Rasumovskij, bald irgend ein hübscher Offizier getröstet hatte, den sie aber doch nie ganz vergessen konnte, so daß die Klage um seinen frühen Tod wie ein melancholisches Leitmotiv bei passenden Gelegenheiten immer wieder leiser oder lauter erklang. Ja, wahrhaftig, es war ein hübscher Gedanke, daß dem jungen Geschlecht von Anhalt nun doch noch beschieden sein sollte, was der früheren Generation versagt geblieben war, und daß der Herr Vater der Prinzessin so recht von Herzen einfältig sein sollte, wog leicht eine glänzende Allianz auf. Sentimentalität, Brutalität und die Unsicherheit der neuen Rasse, die sich doch um keinen Preis von einer älteren, vornehmeren Hofmeistern lassen will, drängten die Zarin immer mehr zu Sophie Friederike hin. Wie hatte doch Mardenfeld gesagt? Die Prinzessin wird nie politische Zettlungen machen, wird vielmehr zeitlebens in Dankbarkeit ersterben und nichts wollen, als das stille Glück an der Seite ihres Vatten und

im Kreise ihrer Kinder! Elisabeth nickte befriedigt; so, gerade so wollte sie die künftige Großfürstin haben. Nicht eine verwöhnte Dame, nicht eine herrschsüchtige Fürstentochter, sondern ein Mädchen, das ihr Geschöpf war und blieb, dessen Dasein sich eigentlich kaum von dem Haremsdasein unterscheiden sollte, das für die russischen Frauen bis zu Peter dem Großen Bestimmung gewesen war. Der Vater albern, die Mutter eine Schwester Karl Augusts, die Tochter unbedeutend und unterwürfig, — die Zauderin Elisabeth hatte endlich ihren Entschluß gefaßt. Sie ließ Brümmer, Peters deutschen Oberhofmeister, rufen, der aus Kiel mitgekommen und ein alter Bekannter der Fürstin von Anhalt-Zerbst war. Bis er kam, betrachtete sie zusammen mit ihrem Neffen nochmals eingehend das Bild, das sie vor fast einem Jahr erhalten, und sei es, weil Pesne sehr geschmeichelt hatte, sei es, daß sie beide schon vor-  
eingenommen waren für diese Heirat mit Anhalt-Zerbst — sie fanden beide, daß die kleine Prinzessin ihnen gefiel, und so schrieb Brümmer im Auftrag der Zarin jenen Brief, der im Stadtschloß zu Stettin so ungeheure und begreifliche Aufregung hervorrief, denn nichts geringeres stand darin, als daß die Fürstin von Anhalt-Zerbst unverzüglich mit ihrer Tochter sich auf den Weg machen sollte, um mit der Zarin in Moskau oder in Petersburg zusammenzutreffen.

\* \* \*

Selten wohl ist eine Brautfahrt in größerer Eile und mit weniger Vorbereitungen unternommen worden, als die Reise, die nun die Fürstin und Fiechen antraten. Brümmer hatte die äußeren

Umriffe ziemlich genau festgelegt: der Fürst, auf dessen Geistes-einfachheit man offenbar Häuser baute, sollte unter keinen Umständen mitkommen, die Damen sollten unter dem Pseudonym einer Gräfin und Komtesse Rheinbeck reisen und keinem Menschen den wahren Zweck ihrer Fahrt verraten, außer dem Preußenkönig, der ja bereits eingeweiht war. Auf direkte Fragen unberufener oder indiskreter Personen sollte die Fürstin entgegnen, daß sie sich mit ihrer Tochter bei der Zarin persönlich für die vielfachen Huldbeweise bedanken wolle, die ihr die hohe Frau erwiesen habe. (Äußerst wahrscheinlich!) Sie sollte nur ein ganz kleines Gefolge nebst sehr wenig Dienerschaft mitnehmen und ihre Reisevorbereitungen aufs äußerste einschränken, damit sie so schnell wie möglich nach Rußland aufbrechen könne. Über die Kosten brauche sie sich keine Sorgen zu machen, denn ein Berliner Bankier hatte für die Frau Fürstin bereits 10 000 Rubel angewiesen bekommen, und wenn die kaiserliche Kasse mit höheren Summen vorläufig noch zurückhielt, so geschah es nicht aus Sparsamkeit, sondern nur weil man von Petersburg aus jedes vorzeitige Aufsehen vermeiden wollte.

Die Fürstin war wie im Rausch. Sie packte zwei oder drei Kleider, ein Duzend Hemden, zwölf Paar Strümpfe und annähernd eben so viele Taschentücher ein, versammelte in Eile das von Brümmer gestattete Gefolge: eine Ehrendame, zwei Zofen, einen Kurier, einen Koch, zwei oder drei Lakaien. Fiechen mußte natürlich auch mit, weil der Großfürst doch nicht gut die Frau Fürstin heiraten konnte, aber die Kleine war in den Augen der Mutter auch jetzt nur so etwas wie ein not-

wendiges Übel oder wie eine nebensächliche Begleitererscheinung, die man eben den besonderen Umständen zuliebe nicht daheim lassen darf. Selbst Herrn Friedrich von Preußen, den die Damen auf der Durchreise besuchten und der wahrhaftig nicht der Mann war, Frauen oder gar erst blutjunge Dinger in den Vordergrund zu schieben, selbst ihm fiel es auf, wie die Mutter die Tochter beständig beiseite drängte und eigentlich so tat, als ob diese ganze Reise nur gemacht werde, um endlich dem diplomatischen und politischen Ingenium der Frau Fürstin Betätigung zu verschaffen. Diese Berliner Tage schienen der Fürstin wie Fanfaren, die ihren bevorstehenden Ruhm verkündeten. Friedrich, der natürlich nicht aus reiner Güte und Menschenliebe die Heirat mit Rußland stiftete, ermahnte die Fürstin, doch alles zu tun, was in ihrer Macht stünde, um die antipreußischen Einflüsse in der Umgebung Elisabeths zu paralytisieren, wies sie insbesondere auf den Kanzler Bestuscheff als seinen und ihren Feind hin, der Preußen bedrängen wollte und sich gegen die Wahl Fieschens mit Händen und Füßen gesträubt hatte. Die Fürstin saß da und schlürfte die Worte Friedrichs wie Manna ein. Vielleicht sagte er ihr auch, was er später niederschrieb, nämlich daß die russischen Minister so korrupt seien, daß sie, wenn's anginge, die Zarin selbst versteigern würden, vielleicht ließ er sich von der fahrigten, tatendurstigen Frau beschwagen, wie gerade energische, kaltblütige Männer sich so oft von nervösen Aufschneiderinnen beschwagen lassen, vielleicht auch schob die Fürstin jedem seiner Sätze noch einen besonderen Sinn unter, retouchierte, verstärkte, vergrößerte, wie es

ihr gefiel und paßte, jedenfalls aber war sie jetzt schon davon durchdrungen, daß Bestuscheff gestürzt werden müsse und zwar gestürzt durch sie. Die Sache kam ihr ungemein einfach vor. Sie würde, sobald sie erst in Rußland angekommen war, das geschickte Intrigenspiel, von dem sie schon lange träumte, beginnen, sie würde belauern, aushorchen, geheime Korrespondenzen führen, mit Schweige- und Bestechungsgeldern arbeiten und als Lohn für ihre Bemühungen den allmächtigen Kanzler zerschmettert von der Höhe seiner Macht fallen sehen. Wenn sie dann mit der eleganten Gebärde des siegreichen Fechters vor den Preußenkönig trat, dann würde Friedrich erfreut lächeln und ihr, wie er's versprochen, für ihre Schwester die Äbtissinnenstelle von Quedlinburg geben. Hurra, das Glück der Holsteiner blühte überall aufs neue, und niemand hatten sie es zu danken, als der Johanna Elisabeth von Anhalt-Zerbst, die jetzt eben mit ihrer großen politischen Sendung und nebenbei, ganz nebenbei mit ihrer Tochter nach Rußland fuhr!

Die Reise geht über Schwedt, Memel, Mitau, Riga nach Moskau. Dank dem Zaudern Elisabeths und dem Drängen Brümmers ist man in die allernüchternste Jahreszeit hineingekommen, und die Winterkälte, die man jetzt erfährt, übersteigt alles, was man im lieben Deutschland je an Frost erlebt hat. Es genügt nicht mehr, sich den Kopf mit Tüchern und Schleiern zu verhüllen, nein, die Damen müssen Bisiere tragen, als gingen sie zum Maskenball, weil sie sich sonst Wangen, Kinn und Nase erfrieren könnten. Dabei finden sie natürlich überall die denkbar schlechtesten Verkehrs- und



Unterkunftsverhältnisse, und obgleich König Friedrich die Gräfin Rheinbeck allen Post- und Bürgermeistern warm empfohlen hat, so kommt man doch nur langsam, unter großen Schwierigkeiten von der Stelle. Wenn man endlich nachts todmüde im Posthause Ruhe finden möchte, so sind die Gastzimmer ungeheizt, und die Fürstin schreibt klagend: „Wir mußten uns in das Zimmer des Postmeisters flüchten, das kaum anders aussah als ein Schweinestall: der Mann, die Frau, der Hofhund, die Hühner und die Kinder schliefen durcheinander in Wiegen, in Betten, hinter dem Ofen, auf Matrasen.“ Was denkt, empfindet und tut nun Fietchen, das nebensächliche Fietchen, während all der Zeit, da die Mutter sich so wichtig vorkommt und jeden Satz laut oder leise mit Ich beginnt? Ist ihr der Abschied von daheim schwer geworden? Bangt sie sich vor dem unbekanntem Land oder freut sie sich auf den jungen Hochzeiter, der sie erwartet und den sie noch nicht oder kaum kennt? Weiß sie überhaupt genau, was Ziel und Zweck dieser Reise ist, oder hat die Mutter auch sie mit dem Märchen vom Dank für die Huldbeweise abg gespeist? All diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten, weil Fietchen auch jetzt die Selbstbeherrschung zeigt, die sie der unfreiwilligen Erziehungskunst der Mutter verdankt, so daß sie auch jetzt alles, was sie bewegt, in sich verschließt und nur wie ein gehorsames Kind mit großen Augen dasieht und schaut, was jeder Tag Neues bringt. Vielleicht hat sie, da sie tagelang durch schweigende Schneewüsten fuhr, zehrendes Heimweh empfunden nach der heiteren Behaglichkeit von Stettin, nach dem Vater, nach den Gespielinnen,

mit denen sie auf dem Marktplatz umherlief, und nach Mademoiselle Cardel, die sie so oft wegen ihres spitzen Kinns vermehrt hatte. Vielleicht schnürte sich ihr das junge Herz zusammen, als sie auf russischem Boden die Not und die tierische Verkommenheit des Volkes erblickte. Vielleicht auch kam sie sich vor wie eine arme, verzauberte Märchenprinzessin, die durch alle Schrecken des Winterlandes fahren muß, ehe sie ihren Herzliebsten umarmen darf, aber sehr wahrscheinlich sind alle diese Voraussetzungen, insbesondere die letzte, nicht. Fietchen ist ja nicht nur beherrscht, sondern als echte Tochter einer Handelsstadt praktisch, zäh, mit dem ganz bestimmten Willen, etwas zu erreichen im Leben und festzuhalten, was sie erfaßt hat, nicht ohne großzügige Phantasie, wie sie viel später beweisen wird, aber sicherlich bar der verschwommenen Sentimentalität und auch der süßen Poesie, ohne die wir uns das deutsche Mädchen der alten Zeit nicht denken können. So ist denn auch von ihr zunächst nur zu vermerken, daß sie sich in der Nähe von Memel infolge übermäßigen Biergenusses eine starke Indisposition zuzog, ein Vorfall, der weder für den Bräutigam von Memel noch für die höheren Bedürfnisse Fräulein Fietchens spricht. Besser bekam ihr dagegen eine andere Unverdaulichkeit, die ihr der Vater beim Abschied zugesteckt hatte: Heineccius' „Abhandlung über die griechische Kirche“. Der Gedanke, einem halbwüchsigen Bräutigam ein theologisches Fachwerk gleichsam als Reiselektüre mitzugeben, ist so barock, daß er wirklich nur im Hirn des Infanteristen von Unhalt-Zerbst entstehen konnte. Entstand auch nicht plötzlich über

Nacht, sondern war das Ergebnis der religiösen Erwägungen, die der Fürst im Kopfe wälzte, seitdem das russische Heiratsprojekt in greifbare Nähe gerückt war. Denn dem Fürsten, dem strengen Protestanten, wollte es durchaus nicht in den Sinn, daß seine Tochter nun vom Glauben abfallen und einen neuen bekennen müsse, und Friedrich von Preußen konnte noch dreißig Jahre später lachen, wenn er daran dachte, wie der Zerbster auf alle Einwände und Vorstellungen nur immer mit dem Infinitivsatz geantwortet hatte: „Meine Tochter nicht katholisch werden!“ Außerdem hatte er seiner Frau ein für Fietchen bestimmtes Promemoria überreicht, das die Fürstin lesen und dann an ihre Tochter weitergeben sollte. Es war vom Fürsten mit eigener Hand geschrieben und viel weniger gelehrt, aber auch viel leichter verständlich als der Heineccius, zeigte obendrein, daß der Fürst trotz seiner in Rußland so hoch und vielleicht über Gebühr geschätzten Einfältigkeit in praktischen Dingen einen ganz gesunden Menschenverstand besaß. Dieses Promemoria gab Fietchen genaue Verhaltensmaßregeln, wie sie sich in ihrer künftigen Stellung zu benehmen habe: Die künftige Großfürstin solle Jenen, von denen nun ihre Zukunft abhing, den größten Respekt und unbedingten Gehorsam erzeigen. Der Wille des Großfürsten, ihres Vaters, solle ihr das höchste auf der Welt sein. Sie solle es vermeiden, sich mit irgend einer Person ihrer Umgebung zu intim zu befreunden. Sie solle im Audienzsaal mit niemandem unter vier Augen sprechen. Sie solle ihr Nadelgeld sorgsam für sich behalten, damit sie nicht von einer Oberhofmeisterin abhängig wäre.

Solle auch nicht in Familiarität oder *Badinage* entrieren, sondern allezeit einigen *Egard* sich möglichst konservieren. In keine Regierungssachen zu entrieren, um den Senat nicht zu *aigrieren*. (K. Walizjewski. *Le Roman d'une Impératrice*.)

Ob Fietchen abwechselnd den Heineccius und die väterlichen Vermahnungen las oder sie beherzigte, scheint ihrem späteren Verhalten nach recht zweifelhaft; zudem wechselte die Einförmigkeit, die Armlichkeit der Reise allmählich mit bunten Bildern und glänzenden Eindrücken ab. Wenn für die preußische Bevölkerung die Gräfin Rheinbeck eben nur eine durchreisende Gräfin war, wie andere durchreisende Damen auch, so wußte oder ahnte man in den russischen Städten doch bereits, wer die beiden gräflichen Damen waren und welchem Ziel sie entgegen reisten. In Mitau bemüht sich der Kommandant der russischen Garnison, der Frau Fürstin und ihrer Tochter soviel Ehre zu erweisen, wie er nur kann, und in Riga präsentieren sich gar Deputationen, donnern die Kanonen den Salut, und in einer Galakutsch fahren Mutter und Tochter nach dem Schloß, wo tiefe Bücklinge, ehrfurchtsvolle Handküsse und glänzende Feste sie erwarten. Die Fürstin weiß gar nicht mehr, wo ihr der Kopf steht vor Entzücken und vor Stolz. Sie berichtet nach Stettin, daß, wenn sie zu Tisch geht, die Militärmusik spielt und daß sie so köstlich lebt, als wäre sie im Gefolge der Kaiserin oder sonst einer mächtigen Frau. „Ich kann's noch immer nicht fassen, daß dies alles für mich geschieht, für mich, vor der sonst nur zuweilen die Wache ins Bewehr tritt und zuweilen auch nicht.“ Für mich, — die Fürstin versinkt immer mehr in

den holden Wahn, daß die Hauptperson dieser Reise nicht Fiekchen, sondern sie ist. Denn auch von Petersburg aus (wo die Damen auf Wunsch und Kosten der Zarin ihren sehr bedürftigen Toilettenbestand entsprechend ergänzen) berichtet sie in erster Linie, daß sie halbtot sei von all den Strapazen und Festlichkeiten und erwähnt nur so nebenher: „Fiekchen southeniert die Fatige besser als ich.“ Allerdings fügt sie noch einen Satz hinzu, der zu denken gibt: „Die Größe von allem, was sie sieht, hält Fiekchen aufrecht!“

Waliszewski, der in Katharina verliebte Biograph, meint herauszufinden, daß in diesen Worten der Fürstin sich schon die künftige Größe der späteren Zarin angekündigt habe, und diese Voraussetzung ist so hübsch und galant, daß man sie gerne gelten lassen möchte, obgleich sie vor einer schärferen Psychologie nicht stand halten kann. Zwischen den Worten der Fürstin offenbart sich viel eher Mädchenezagheit denn Heldinnenstärke, wie ja die junge, die blutjunge Braut, die man da nach Rußland schleppte, keine Virago war, sondern nur ein kluges, überlegtes Kind. Und diese Fünfzehnjährige bedurfte wohl mitunter eines äußeren Anlasses, um sich zu vergessen und aufrecht zu halten, denn wenn sie auch keine Sensitive war und mit ihren jungen Augen nach Art der Jugend alles merkwürdig fand, bloß weil es neu war, so mag ihre Seele doch oft in Angst erschauert sein vor dem fremden Winterland, in das sie auf lautlosen Schneeflächen immer weiter hineinfuhr und in das kein zärtliches Wort, keine liebevolle Hand sie geleitete, sondern nur eine egoistische Mutter, deren nichtiger Kopf ganz erfüllt war von

der eigenen Wichtigkeit und von der imaginären politischen Sendung. Fremd ist ihr nicht nur die Sprache, fremd muß ihr auch das ganze Wesen dieses Landes, dieses Volkes sein, das, durch tausend Blutgefäße dem Orient verwachsen, eben erst zögernd die Kinderschuhe ausziehen will und doch schon durch die ungeduldige Genialität Peters des Großen hineingestoßen ist in den Wettkampf westlicher Mächte und europäischer Kultur. Über diese endlosen Steppen scheinen noch die Hufschläge der goldenen Horde zu jagen, und die dumpfen Seelen sind nur erfüllt von den Breueln Tamerlans und Twans des Brausamen, ahnen nichts von der Morgenröte der Geister, die sich im fernen Westen zögernd, ganz zögernd ankündigt und die, noch ehe das Jahrhundert sich neigt, einem neuen, beglückten Geschlecht lächeln wird. Wenn Katharina später einmal schreibt, daß sie nur die Brachländer liebe und daß sie in gar kein anderes Land gepaßt hätte als nach Rußland, so mag das ja vom Standpunkte einer regierenden und ungemein tatkräftigen Zarin aus seine Richtigkeit haben; aber das kleine Mädchen, das damals noch fremd und machtlos in Petersburg ankam, wäre wohl um ein bißchen gewohnte Gegenwart froher gewesen als um Perspektiven der Zukunft, von denen sie damals trotz alles Verstandes und alles praktischen Sinnes wenig genug begriff.

Die Zarin erwartete die Damen nicht in Petersburg, sondern in Moskau, wo sie am 9. Februar, dem Geburtstag des Großfürsten, eintreffen sollten. Die Reise, die man jetzt in prächtigen und komfortablen Hofschlitten machte, verlief relativ schnell und bequem, und da man sich immer mehr dem letzten

Ziel näherte, dachte Fietchen gewiß gar nicht mehr an den Heineccius und die Vermahnungen des Herrn Vaters, sondern überlegte nach Mädchenart wohl nur im stillen, wie der Freier ausjähre und sei, der sie erwarte. Wohl hatten sie sich als Kinder einmal in Eutin getroffen, aber die Erinnerung an ihn war verblaßt, gab kein deutliches und sicher auch kein vorteilhaftes Bild von dem bösen Buben, den die vertriebene Regentin Anna Leopoldowna stets nur den kleinen Teufel genannt hatte.

. . . Endlich werden dann in der blassen Nachmittags-sonne eines Februartages weit hinten am Horizont die Silhouetten seltsamer Türme und Zwiebelkuppeln sichtbar. Die Stadt rückt näher, die aussieht, als hätte ein Kalif sie vor tausend Jahren geträumt und deren Name düster und geheimnisvoll nach Europa hinüberfunkelt wie die Edelsteine der Krone, vor denen mit rötlichem Schein die ewigen Lämpchen brennen. Der Kreml mit all seiner Pracht, seinen Rätzeln und seinen mystischen Entzückungen hebt sich vom grünlich überstrahlten Himmel ab — Moskau ist in Sicht!

## 3.

**W**ir wissen aus der Geschichte, daß es Könige und Kaiser gab, die es nicht erwarten konnten, die aus fernen Landen kommende Braut zu sehen, und die ihr darum unerkant oder wenigstens heimlich weiter entgegenreisten, als es im Zeremoniell vorgesehen war. Der Fall dagegen, daß eine Tante und Schwieger-tante sich nicht gedulden kann, bis die Verlobte des Neffen eintrifft, dürfte bedeutend seltener sein, ereignete sich aber trotzdem, wenn auch

nicht in gar zu phantastischer Form. Elisabeth blieb, wie es geplant war, in Moskau, um die Damen zu erwarten, aber als der Schlitten sich dem Schlosse näherte, konnte es die Zarin vor Ungeduld nicht mehr aushalten, und sie verbarg sich hinter einer Hecke von Höflingen, um die Braut so zu sehen, wie sie wirklich war und nicht wie man sie für die große Audienz herrichtete und vorbereitete. Auch Jung-Peter zeigte sich von einem ganz sympathischen Ungestim; die Fürstin berichtet nach Stettin, daß er, kaum daß die Damen ihre Gemächer betreten hatten, hereinstürmte und sie, noch ehe sie ihre Pelze ablegen konnten, aufs herzlichste begrüßte. Als die Damen dann die Spuren der Reise verwischt und Toilette gemacht hatten, geleitete man sie zur Zarin hin, und da gab es nun eine seltsame, scheinbar recht peinliche kleine Szene. Denn als Elisabeth der Fürstin ins Gesicht gesehen hatte, wandte sie sich jäh ab und verließ das Gemach. Man kann sich denken, mit welcher Bestürzung und welchem Herzklopfen die Fürstin und Fietchen ihr nachsahen, aber ihre Befürchtungen waren ebenso berechtigt wie grundlos. Die Zarin war nämlich nur betroffen und erschüttert gewesen von der großen Ähnlichkeit, die das Antlitz der Fürstin mit dem verstorbenen Karl August wies, und sie hatte sich entfernt, weil sie die Tränen nicht sehen lassen wollte, die bei dieser rührenden Erkenntnis ihre Augen überfluteten. So löste sich auch diese scheinbare Disharmonie in gänzlichem, tiefem Wohlgefallen auf, und schon am nächsten Morgen empfangen Mutter und Tochter auf den Wunsch des Großfürsten den Katharinenorden. Die Fürstin schwimmt in Seligkeit, schreibt

nach Stettin, daß sie wie Königinnen leben und daß Fiekchens Heirat mit dem Thronfolger eine ausgemachte Sache sei. „Die Zarin schätzt sie, der Großfürst liebt sie,“ — was die Kleine denkt oder meint oder möchte, interessiert auch jetzt keinen Menschen, und keiner fragt danach. Die Zarin und der Thronfolger sind die einzigen Persönlichkeiten, auf die es in dieser Sache ankommt; das Mädchen hat nur zu schweigen, dem Himmel und Elisabeth für die Gnade zu danken, die sie ihr erweisen. Fiekchen äußert sich auch weiter nicht, und weil sie praktisch und obendrein jung ist, findet sie sich heiteren Gemüts in die gegebene Situation, scheint sogar ihren knabenhaften Bräutigam (er war ebenso alt wie sie) ganz leidlich gefunden zu haben. Peter durfte mit diesem Eindruck zufrieden sein, denn weder sein Äußeres, noch sein Wesen waren geeignet, ein Mädchenherz in Flammen zu setzen. Ein schwächlicher Junge mit einem defakenten Gesicht, in dem dunkle, unruhige Augen flackerten, entbehrte er doch völlig jener überfeinerten Empfindlichkeit oder jener ästhetischen Neigungen, die man gerade bei den neurasthenischen Sprossen erlöschender Familien findet, war nur unberechenbar, sprunghaft, ermangelte bestimmter Hemmungen und war verlogen wie ein richtiger Hysteriker. Eine verfehlte Erziehung mochte ihr gut Teil beigetragen haben, die schlechten und krankhaften Anlagen des Kindes zu steigern und auszubilden, während sie seinen Geist und sein Wissen dermaßen vernachlässigt hatte, daß selbst die Zarin (die gewiß kein Muster von Wissen oder europäischer Bildung war) über seinen Mangel an Kenntnissen erstaunte, als er von Kiel nach

Petersburg kam. Diese erlesene Pädagogik war zum großen Teil von Brümmer, seinem heutigen Oberhofmeister, geleitet worden, über den die Urteile freilich sehr auseinander gingen. Kulhière behauptete von ihm, sein einziges Unrecht sei gewesen, daß er den jungen Prinzen zu sehr nach großen Vorbildern und zu wenig nach seiner individuellen Begabung erzogen habe, während andere wiederum meinten, daß Brümmer geeignet sei, Pferde, nicht aber Prinzen zu bändigen. Der junge Peter, der als Kind außer dem Thron von Holstein auch noch die Anwartschaft auf die Throne Rußlands und Schwedens besaß, sah sich, solange er in Kiel war, bald byzantinisch beweihräuchert, bald von Brümmer roh gescholten, mit Nahrungsentziehung oder Erbsenknien bestraft. Auch als er schon Großfürst von Rußland war, soll Brümmer noch mit geballten Fäusten auf ihn losgegangen sein, so daß Peter die Wache vor seinem Zimmer zu Hilfe rief . . . —

Gleichviel aber ob Schuld am Erzieher oder am Zögling gelegen sein mag, keinesfalls war es ein erfreuliches Menschenkind, das die Zarin da aus Kiel verschrieben und Fiekchen zum Gatten bestimmt hatte, wenngleich die Fünfzehnjährige gerührt und voll guter Gefühle gewesen sein mag, als der Großfürst ihr zärtlich anvertraute, daß er so froh sei, in ihr endlich einmal ein Wesen gefunden zu haben, das ihm gehöre und zu ihm halte. Sicherlich war sie damals entschlossen, seine Erwartungen zu erfüllen, denn sie war von Hause aus eine pflichttreue Natur und gewohnt, sich schweigend, mit unbeweglichem Gesicht unterzuordnen. Allerdings hatte sie sich bisher immer nur in Launen, nie in Absurditäten

fügen müssen, und wenn die Fürstin auch nicht gerade liebevoll und häufig heftig war, so erschien sie doch wie ein Engel an Güte und Geduld neben der Brutalität Elisabeths und der Bemütsroheit Jung-Peters.

Zunächst freilich strahlte das Familienbild Romanow-Holstein-Anhalt-Zerbst in sonniger Helle, und Fietchen begann den Vorbereitungsunterricht für den neuen Glauben. Man hatte es zwar schon einmal, bei der Frau des Zarewitschs Alexei, erlebt, daß eine Protestantin ihrem Bekenntnis treu geblieben war, aber bei dieser kleinen Prinzess Dingsda erwog man diese Möglichkeit gar nicht, sondern betrachtete es als selbstverständlich, daß sie zur orthodoxen Kirche übertreten müsse. Weder die Fürstin noch Fietchen hatten an dieser Notwendigkeit gezweifelt, nur Herr Christian August hatte sich eingebildet, daß er mit seinem Infinitivsatz den Lauf der Dinge aufhalten könne. Wie aber dann ein Brief der Fürstin ganz demütig, so als ob Christian August in dieser Sache wirklich etwas zu sagen hätte, anfragte, ob er den Übertritt seiner Tochter gestatten wolle, da wurde der Infanterieoberst schwankend, und der Heineccius erschien ihm nicht mehr unbedingt nötig zur Erlangung der ewigen Seligkeit. Einige freundliche, wohl vom Preußenkönig inspirierte Theologen nahmen sich dann seines unsicher gewordenen Geistes an, und es dauerte nicht lange, da erklärte er befriedigt und unermüdet einen neuen Infinitiv: „Griechisch-katholisch-protestantisch ganz das Nämliche sein!“, eine Auffassung, aus der deutlich hervorgeht, daß er das Vertrauen, das der russische Hof in seine Einfältigkeit gesetzt hatte, reichlich verdiente.

Fietchen lernte also die Glaubenssätze und Dogmen der anderen Lehre, lernte sie mit einem Eifer, der ihre Umgebung erstaunte und ihr schon jetzt die Herzen des niederen Volkes gewann. Warum sie so eifrig ist? Sie wäre wohl selbst um die Antwort verlegen, aber aus Überzeugung, aus dem Bedürfnis nach einem neuen Mysterium geschieht's gewiß nicht. Sie lernt eben mit der beneidenswerten Bier eines ungesättigten jungen Geistes, der bislang nur zwecklos, wie sich's für eine vornehme junge Dame schickt, Nichtigkeiten und Halbheiten zu kosten bekam, nun aber zum erstenmal sich etwas aneignen darf, das positiv nützlich, ja notwendig ist, das als erste Stufe für den Anstieg dient, zu dem sie bestimmt ist. Und weil sie von jeher für Utilitätsgründe zugänglicher war als für alle andern, weil ihr starker Wirklichkeitsinn bei allem fragte: „wozu kann das dienen?“ darum eben lernte sie russische Vokabeln und den Formelkram der orthodoxen Lehre so schnell und gern, als könne sie den Tag ihrer neuen Taufe kaum erwarten. Selbst bei Nacht läßt es ihr keine Ruhe, so daß sie im Hemd, bloßfüßig, mit dem Katechismus in der Hand im Zimmer auf und ab läuft und halblaut herfragt und rekapituliert, was der Pope morgen abfragen wird. Doch, ach! statt des erhofften Lohnes für all diese Mühe und Hingebung, scheint ein düsteres Los Fietchen zu bedrohen, und die Zarin sieht in angstvollen Träumen auf dieser jungen Stirn schon statt der Hochzeitskrone den Totenkranz! Der ungewohnte russische Winter, besonders aber die nächtlichen geistlichen Exerzitien haben bei Fietchen eine Lungenentzündung hervorgerufen, die sehr ernst

scheint, schließlich aber dank oder trotz sechzehn Aderlässen in Genesung übergeht. Nicht alle begrüßen ihr Gesunden mit Freuden: Bestuscheff, der nach wie vor diese Heirat als eine Mesalliance betrachtet, hat sich schon wieder angeschickt, die schöne Sächsin in den Vordergrund zu schieben, und auch Brümmer hat für seinen Zögling eine andere Braut in Bereitschaft, eine Prinzess von Darmstadt, auf die auch Friedrich von Preußen früher Mardefeld hingewiesen hatte für den Fall, daß die Zarin von der Verbindung mit Anhalt-Zerbst nichts wissen wollte. Aber weder Sachsen noch Darmstadt kamen gegen die robuste Natur Fietchens auf, und die Zarin, die von keiner anderen Frau für den Neffen hören will, schenkt der Genesenden beglückt ein Halsband und Ohrgehänge aus prachtvollen Diamanten, Jung-Peter überreicht eine reich mit Diamanten und Rubinen inkrustierte Taschenuhr, und in der zarten Frühlingsstimmung der Rekonvaleszenz könnte die kleine Braut sich wahrhaft glücklich und geliebt vornehmen. Leider verstehen sowohl die Mutter wie der Bräutigam ihr diesen Wahn gründlich zu zerstören. Die Fürstin, die schon lange neidvoll auf einen blauen, silberdurchwirkten Brokatstoff, ein Hochzeitsgeschenk des regierenden Onkels von Anhalt-Zerbst, geblickt hatte, findet, daß jetzt gerade der geeignete Augenblick sei, um ihn Fietchen mit Streitworten abzujaßen, und Peter unterhält die Genesende mit Konfidenzen, die zwar sehr interessant, aber von einem Verlobten etwas ungewöhnlich sind. Er erzählt nämlich seiner Braut von seiner Liebenschaft mit einem Hoffräulein der Zarin, das er gar zu gern geheiratet hätte, wenn nicht eben die Tante

durchaus auf diese Heirat mit Fietchen eingeschworen gewesen wäre.

Wäre Fietchen ein kleines Bürgermädchen gewesen, so hätte vielleicht der Vater oder der Arzt die keifende Mutter zur Ruhe gebracht und den jungen Herrn mit seinen geschmacklosen Herzensenthüllungen ein für allemal vor die Türe gesetzt. Fietchen aber war eine kleine Prinzess, und darum ertrug sie, der niemand zur Seite stand, die moralischen Ohrfeigen in Rußland ebenso gefügig, wie sie die wirklichen in Deutschland ertragen hatte. Sie schenkte der Mutter den Brokatstoff, bedankte sich beim Großfürsten für seine Offenheit, und weil der Mensch fast immer wirklich wird, was er beständig scheinen muß, so war Fietchen nach ihrer Krankheit genau so fröhlich wie vorher und machte sich in ihrem kindlichen Kopf wohl keine besondern Gedanken über Peters absonderliches Betragen. Immer deutlicher aber merkte sie an kleinen Zeichen, daß er sich schon jetzt gar nichts aus ihr machte, und es wäre sehr interessant zu wissen, ob sie niemals den ungestümen Wunsch empfunden hat, diese Verlobung aufzulösen und heimzukehren nach Stettin. Ihre Memoiren geben über alle wirklichen Gefühle ihrer Jugend keinen zuverlässigen Aufschluß, denn sie sind erst dreißig oder vierzig Jahre nach ihrer Brautfahrt geschrieben, bewußt und unbewußt von ihr so retuschiert worden, als ob sie schon mit fünfzehn Jahren eine künftige Autokratin gewesen wäre. Behauptet sie doch in diesen Erinnerungen, daß sie schon auf der Reise nach Rußland den festen Vorsatz gehabt habe, Zarin zu werden, und daß ihr wohl Peter, nicht aber die Krone Rußlands

ganz gleichgültig gewesen sei. Dies alles und noch viel Ähnliches schreibt die alternde Frau, wie aber das Mädchen war, weiß sie nicht mehr, oder will es nicht mehr wissen. Dies Mädchen aber besaß gewiß neben seinem klugen Kopf ein kindlich fröhliches Herz, in dem der Ehrgeiz noch schlief, und darum hat sie wohl manches Mal im Tiefinnern diese russische Heirat verabscheut und verwünscht, wengleich ihre Vernunft und die Zähigkeit ihres Willens sie nicht nur äußerlich, sondern auch mit aller Kraft ihrer Seele an dem Plage festhalten ließen, an den sie nun einmal gestellt war. Und doch droht, noch ehe die Hochzeit gefeiert ist, die plötzliche Heimkehr der Damen Anhalt-Zerbst, droht, weil die Fürstin sich's leider nicht an dem blauen Brokatstoff genügen ließ, sondern durchaus auf der Erfüllung ihrer großen politischen Sendung bestand.

Über allen Festlichkeiten, Krankheiten und Ehrungen hatte Johanna Elisabeth nicht vergessen, daß die Hauptperson sie und nicht etwa Fietchen war und daß es sich viel weniger darum handelte, die Tochter zu verheiraten, als den Kanzler zu stürzen und Quedlinburg für die Schwester zu erhalten. Die Sache schien auch insofern glänzend zu gehen, als dem immer inniger werdenden Bündnis zwischen Frankreich und Preußen jetzt auch die Holsteiner, die mit Peter gekommen waren, beitraten, so daß sich am russischen Hof eine gewichtige Partei gegen Bestuscheff gebildet hatte. Die Fürstin brauchte also nur im Kielwasser dieses dreifachen Bündnisses zu schwimmen, und ihr Ruf als große Politikerin war gemacht. Bestuscheff

aber, der scheinbar von der Intrige um sich her nichts merkte, hatte überall insgeheim Augen, Ohren und Spione, und wenn sowohl Mardefeld, wie auch Brümmer und Lestocq (der Leibarzt der Zarin) klug genug waren, sich nicht zu kompromittieren oder kompromittieren zu lassen, so gelang es dem Kanzler doch, der Zarin einen Brief in die Hände zu spielen, in dem der französische Gesandte La Chétardie sich bei seinem König bitter über die Trägheit der Zarin beklagte und ihre Leichtfertigkeit, ihre Vergnügungssucht und ihren wahnsinnigen Toilettenluxus weidlich bspöttelte. Elisabeths Zorn kannte keine Grenzen. Wenn es gegangen wäre, hätte sie den französischen Gesandten gewiß ins Gefängnis werfen lassen, da solches aber auch in Rußland nicht möglich war, erhielt er den Befehl, Moskau binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Dann hatte die Zarin eine große Szene mit der Fürstin und Lestocq, während Fietchen und Peter nichts ahnend im Nebenzimmer nach Kinderart beisammen auf einem Fensterbrett sitzen, mit den Beinen baumeln und sich allerlei lustigen Schickschnack erzählen. Ihr Reden und Lachen dringt bis zu den streitenden Frauen, so daß Lestocq ärgerlich hereinkommt und ihnen zuruft:

„Das Vergnügen wird bald ein Ende haben!“ und zu Fietchen gewendet fügt er hinzu: „Es ist am besten, Sie packen so schnell wie möglich Ihre Siebensachen!“

Fietchen bleibt starr vor Schrecken, Peter fragt, was dies zu bedeuten habe, Lestocq entgegnet: „Das werden Sie bald sehen,“ und kehrt wieder zu



den hitzigen und erhitzten Damen zurück. Betreten und geängstigt warteten die Kinder, was da wohl kommen wollte, und waren doch bei weitem nicht so angstvoll wie die Fürstin, auf die der rotglühende Zorn der Zarin schrecklich niederfiel. In der Korrespondenz La Chétardies kam ja immer wieder der Name der Fürstin vor, und es war für Bestuscheff ein leichtes, die preußenfeindliche Kaiserin davon zu überzeugen, daß die Fürstin eine Spionin Friedrichs sei. Von diesem Tage an war die Rolle der Fürstin in Rußland ausgespielt; Elisabeth haßte sie und hätte nichts lieber gesehen, als daß sie sofort nach Deutschland zurückgekehrt wäre. Vestocq und vermutlich auch alle anderen, die sich nicht ganz rein fühlten, hätten am liebsten die Fürstin, die mancherlei von ihnen und ihrem Treiben wußte, als Sündenbock dem zarischen Zorn geopfert, und was Vestocq den lachenden Kindern da zurief, war ein Wunsch, den er nur gar zu gern der Zarin als wirklichen Gedanken eingeblasen hätte. Vielleicht dachte Elisabeth auch in der That eine Viertelstunde lang daran, die Fürstin und Fietchen heimzuschicken, und die Fürstin scheint auch so etwas zu ahnen, denn sie ist feuerrot, verweint und folgt demütig, wie ein geschlagenes Hündchen, der Zarin, an der noch jeder Nerv vor Wut bebt, als sie hinter Vestocq in das Zimmer tritt, wo die Kinder immer noch betreten und ängstlich auf dem Fensterbrett sitzen. Wie sie die Zarin erblickt, springen sie schnell herab, sehen sie erschreckt, mit großen, fragenden Augen an, so daß Elisabeth sich der Rührung nicht erwehren kann. Ihr zornglühendes Gesicht lächelt, sie geht auf die Kinder zu, küßt sie und verläßt das Gemach ohne ein Wort

zur Erklärung zu sagen. Fietchen aber sagt sich erleichtert, was sie sich in kommenden Tagen so oft sagen wird: „Sie hat mich nicht heimgeschickt, ich bin doch da geblieben!“

\* \* \*

Wohl vorbereitet und ernsthaft vollzog Fietchen den Übertritt zum neuen Glauben. Die russischen Herzen waren entzückt und erhoben von der Innigkeit, mit der die Neophyten das Bekenntnis ablegte, die sich in diesem Punkt leider nicht von der üblichen Art deutscher Prinzessinnenschmiegsamkeit unterschied. Freilich war für sie von Anfang an diese Zeremonie eine *Conditio sine qua non* gewesen, und es wäre wohl zuviel verlangt, wenn die Fünfzehnjährige hätte steifnackig bleiben sollen, wo sie doch sah, daß Vater, Mutter und alle deutschen Angehörigen zustimmend die Köpfe neigten. Bei dem feierlichen Akt beträgt sie sich, wie es in ihrer Art liegt, aufmerksam, eifrig, scheinbar überzeugt. Scheinbar, — denn so jung Fietchen auch ist, so weiß sie doch nichts von den mystischen Ekstasen, die sonst gerade die Entwicklungsjahre zu befallen pflegen, und wenn sie auch zeitlebens Herrn Friedrich von Preußen keine Freundin wurde, so war sie doch eins mit ihm in seiner königlichen Gleichgültigkeit gegen überfönnliche Dinge und in seiner prachtvollen Toleranz. Peter, der alles verachtet, was russisch ist, und nach Gassenjungenart diese Verachtung laut äußert und dick unterstreicht, Peter hat bei seiner Taufe Grimassen geschnitten, daß die Höflinge rundum heimlich lachten und dennoch entsetzt waren. Fietchen aber hört erstaunt, wie unartig ihr Bräutigam sein kann, und begreift

ohne weiteres, daß sie, die Prinzess Dingsda, sich niemals herausnehmen dürfte, was der Großfürst darf, selbst wenn es ihren klugen Kopf jemals nach solch albernen und respektlosen Kindereien gelüsten sollte. In der Taufe erhält sie den Namen Katharina Mereiewna, und mit der ihr eigenen Gründlichkeit und Lernbegier trachtet sie, den russischen Namen auch durch die Kenntniss der russischen Sprache zu ehren, plagt sich mit dem schweren, fremden Idiom, das sie binnen kurzer Zeit weit mehr kann als Peter, der stets deutsch sprach und russisch nur gerade gut genug für das gemeine Volk achtete.

Die Zarin, der die Fortschritte der Braut ebenso gut gefielen, wir ihr die Mutter jetzt mißfiel, drängte zur Hochzeit, schon weil diese ja auch die Abreise der Fürstin verhieß. Der Himmel aber hatte der Fürstin noch einen längeren, wenn auch nutzlosen Aufenthalt an der Newa zgedacht, und so stellte sich, wie in einem gutaufgebauten Schauspiel, noch im letzten Augenblick wiederum ein Hindernis entgegen: Peter erkrankte an den Blattern. Die Zarin war außer sich vor Angst, denn an dieser schrecklichen Krankheit war ja ihr Verlobter gestorben, und sie wollte nicht ausdenken, was geschehen konnte und mußte, wenn Peter starb. Katharina bat flehentlich, daß man sie als Pflegerin und Gesellschaft zu ihrem Bräutigam lassen sollte, aber sie bat, wie man sich denken kann, vergebens und mußte in untätiger Unruhe abwarten, ob das Schicksal ihr auch diesmal erlauben würde, dazubleiben. Das erste Wiedersehen mit dem Genesenen war dann allerdings derart, daß Katharina ihre ganze Selbstbeherrschung zusammen nehmen mußte, um nicht in Tränen aus-

zubrechen: das ohnehin nicht schöne Gesicht des Knaben war durch die Blatternnarben noch rot und zerrissen, und weil er während der Krankheit die Haare verloren hatte, trug er eine unförmige Perücke aufgestülpt, in der er grotesk ausah. Katharina beglückwünschte ihn zu seiner Genesung, sprach und lächelte freundlich, so daß er nicht merkte, welches Brauen er ihr jetzt einflößte, als sie aber dann endlich von seiner Gegenwart befreit und mit der Mutter allein war, versagte ihre Kraft, und sie fiel in Ohnmacht. —

Die angstvollen Phantasien, die Peters Krankheit bei der Zarin hervorgerufen hatten, wollten nicht mehr schwinden, solange er unvermählt war, und so trieb Elisabeth zur Hochzeit, obgleich die Ärzte den Großfürsten jetzt so schwächlich fanden, daß sie rieten, die Vermählung um ein gut Stück hinauszuschieben. Elisabeth aber wollte nichts davon hören. Die Ärzte hatten gut reden, die brauchten für kein Volk zu sorgen, für keinen Thron zu fürchten, nicht vor dem Kind in Schlüsselburg und seinen mißbrauchten Rechten zu zittern. Nein, der Großfürst mußte so schnell wie möglich heiraten, die Großfürstin so bald wie möglich einen Sohn gebären, damit das Holsteinische Reis auf dem Stamme der Romanow sich zur Dynastie entwickelte, die noch in fernsten Zeiten über dem heiligen Rußland herrschen sollte. Und außerdem, nicht zu vergessen! nach der Hochzeit reißt die Frau Fürstin von Anhalt-Zerbst endlich ab.

Große Vorbereitungen sind für die Hochzeit geplant, und man hält Umfrage an allen Höfen, wie man das eigentlich macht, wenn man einen Thronfolger im Lande verheiratet. Denn dieser

erfreuliche Fall war in Rußland noch nicht dagewesen, und die praktische Erfahrung fehlte hier wie in den meisten andern Dingen. Dies Rußenreich, das gestern noch in all seinen Anschauungen und Gewohnheiten zum Orient gehört hatte, war ja doch in allen Dingen der Kultur und gar der höflichen Kultur ein blutiger Anfänger, der sich vergeblich mühte, so zu tun, als ob sein bißchen Bildungsfirnis schon der Edelrost verfeinerter Sitten sei. Elisabeth trank zwar täglich aus einer türkischen Goldtasse, die 8000 Rubel wert war, und besaß 1500 Kleider, aber die Technik für den Apparat einer Kronprinzehochzeit beherrschte sie doch nicht und nahm darum willig die ausführlichen Programme entgegen, die man ihr aus Versailles und Dresden zugehen ließ. Was Elisabeth persönlich verfügte oder verfügen ließ, zeigt sie und ihren ganzen Hof in ihrer ganzen Herzensroheit und in ihrer prozehenhaften Anmaßung, die den Kleineren und Schwächeren gegenüber vor keiner auftrumpfenden Taktlosigkeit zurückschreckte. Man lud nämlich den Brautvater gar nicht zur Hochzeit ein, so sehr die Fürstin auch gewünscht und gehofft hatte, am Ehrentag der Tochter den Gatten und Vater an ihrer Seite zu sehen; dagegen bat man einen Bruder der Fürstin, einen ungeschickten, nicht gerade geistprühenden Menschen zu Gast. Es hieß, daß Bestuscheff diese kleinliche Rache nahm, um der Fürstin ihre Intrigen heimzuzahlen, und daß Elisabeth ihn gern gewähren ließ, weil sie jetzt froh war, wenn sie die Fürstin ärgern und verletzen konnte. —

Ob dann am Hochzeitstag trotz der Direktiven aus Versailles und Dresden alles klappte und

stimmte, ob nicht durch den höflichen Prunk immer wieder das tartarische Bärenfell durchschimmerte, mag unentschieden bleiben, ändert auch nichts an der erfreulichen Tatsache, daß endlich, nach so vielen Hindernissen, Katharina Alexeiewna und Großfürst Peter ein Paar geworden sind. Am 21. August 1744 hatte die Vermählung stattgefunden, vier Wochen später reiste die Fürstin ab, klein, unendlich viel kleiner als sie vor sechs Monaten angekommen war. Man erzählte sich sogar, daß sie, ehe sie abfuhr, einen Fußfall vor der Zarin getan und sie um Verzeihung gebeten habe. Gleichviel ob die Anekdote wahr ist oder nicht, so zeigt sie doch deutlich, daß die Fürstin mit ihren politischen Aspirationen in Rußland gründlich Schiffbruch gelitten hatte und sich keinen Illusionen mehr darüber hingab. Am Halse der scheidenden Mutter hing die Großfürstin Peter und schluchzte, wie die jungen Frauen nur schluchzen, wenn sie schon wissen, daß ihnen die Ehe kein Glück bringt. Weine, Katharina Alexeiewna, weine, so sehr du kannst, denn deine Mutter ist der letzte Mensch, der dich leise mit deinem Kindernamen nennt, der letzte, aus dessen Augen dich die Heimat grüßet! Wenn sie gegangen ist, wirst du allein sein, mutterseelenallein, obschon du einen Gatten neben dir, einen Hofstaat um dich und eine heute noch gütige Kaiserin über dir hast! Allein, mutterseelenallein wirst du durch zwanzig Jahre einen Dornenweg schreiten, auf dem keine gütige Hand die stacheligen Hecken beiseite biegt, kein zärtliches Wort dich tröstet und hält, wenn du müde werden willst in Wirrnis und Nesselgestrüpp. Auf dich selbst gestellt bist du, und aus dir selbst wandelt

dein unerschütterlicher Lebensmut, dein unbeugsamer Wille den Dornenweg zur Via triumphalis, auf der du glücklich lächelnd Deinen Siegeswagen vor den Völkern Europas dahinführst als Katharina die Große.

4.

Der junge Hof — wie glitzert und lacht das Wort! Wenn man es hört, muß man an ein junges, frohes Paar denken, für das die Hoheit nur eine kleidsame Maskerade ist und das auch in dem babylonischen Turm der Etikette immer noch ein Winkelchen findet, um sich eilig, im Vorübergehen zu küssen und sich mit strahlenden Augen zu sagen: „Meinetwegen kann die ganze Welt untergehen, wenn nur du mir bleibst, du!“ An schöne Feste und heitere Geselligkeit muß man denken, an hübsche Frauen, die sich um eine anmutige Prinzessin, an elegante Kavaliere, die sich um einen kühnen, jungen Herrn scharen. Und wenn auch einmal Ernst und Pflicht den lachenden Reigen unterbrechen wollen, dann binden sie Rosenkränze um ihre nachdenklichen Stirnen, und ihre dunklen Stimmen tragen in die heitere Lebenssymphonie jene Tiefe und jene Vollendung, ohne die kein Kunstwerk, auch das des Daseins, möglich ist. Der junge Hof — wie ein Bild von Watteau oder Vanloo mutet das Wort an, und wenn wir die Kaiser und Könige auch nicht um ihre Kronen beneiden, so beneiden wir sie doch vielleicht darum, daß sie einst in Jugendglanz und Lebenspracht die Zukunftshoffnung ihres Volkes sein durften. Der junge Hof!

Bei Jung-Peter und seiner Frau sieht es aber ganz anders aus! Zunächst ist das neu vermählte Paar auch nicht ein bißchen ineinander verliebt, was von Seiten des Ehemannes erstaunlich genug ist, denn die Großfürstin entwickelte sich schnell vom edigen Backfisch zur blühenden Frau, der das Temperament aus den Augen sprüht, die fürs Leben gern lacht und deren hübscher Wahlspruch heute wie nach Jahrzehnten lauten wird: „Der Mensch muß lustig sein!“ Mit Erstaunen sieht die junge, geistig rege Frau, wie Peter immer noch auf dem Niveau eines Gassenjungen bleibt, freilich eines Gassenjungen, der einst zur Macht berufen sein wird und sie darum schon heute zum Teil besitzt. Katharina schreibt darüber in ihren Memoiren: „Der Großfürst vertrödelte seine Zeit mit unglaublichen Kindereien. Er trieb sich buchstäblich in der Gesellschaft von Lakaien umher und spielte mit ihnen Soldaten. Er war sehr ärgerlich, wenn ich den religiösen Zeremonien aufmerksam folgte, und wenn er erfuhr, daß ich die Fastengebote hielt, zankte er mich aus.“ Der seltsame Knabe spielte aber nicht nur mit den Lakaien, sondern auch mit Bleisoldaten, und als eines Tags eine Ratte sich an einem Bleikrieger vergriffen hatte, ließ er sie nach aller Form mit militärischem Gepränge hinrichten! Bei Tische hielt er es für einen guten Witz, seinen Nachbarn das Weinglas auf den Kopf zu leeren, auch zerstreute er sich gern, indem er auf einer Violine planlos mit dem Fiedelbogen kratzte, nicht um irgend eine Melodie zu spielen oder zu suchen, sondern nur um Lärm zu machen. Dabei war das Lärmen noch eine seiner harmlosen

Leidenschaften, schlimmer waren seine Ausschweifungen, denn lieber noch als auf die Köpfe seiner Nachbarn goß er den Wein oder den Branntwein in seine eigene Kehle, bis er schwer berauscht war, ein Anblick, der übrigens dem russischen Hof nicht neu oder besonders abstoßend erschien, da auch die Zarin Elisabeth eine ungewöhnlich alkoholfreudige Dame war und häufig trank, bis sie bewußtlos zusammenbrach. Schlimmer aber als dies alles, unheil kündender für die Zukunft war, daß der Großfürst immer stärker seine Verachtung für russisches Wesen zur Schau trug, ja daß er seine Russen eigentlich wie lauter Schwachköpfe betrachtete und behandelte, zu denen er, Peter von Holstein-Gottorp, als Erlöser und berufener Kulturträger gekommen war. Er ging nie anders als in der Uniform seines Holsteinischen Regiments, lernte niemals ordentlich russisch sprechen, tat stets so, als ob Moskau oder Petersburg in keiner Hinsicht den Vergleich mit Kiel aushalten könnten, und hatte eine Passion für Soldatenspiel und Soldatendrill, wie sie nicht einmal Herr Christian August von Anhalt-Zerbst hätte aufbringen können. Sein Idol war Friedrich von Preußen, und es wird späterhin ein Tag kommen, an dem er, der künftige Zar, ausruft, daß es sein höchster Wunsch sei, unter dem Oberbefehl des Preußenkönigs zu fechten.

Neben diesem absonderlichen, ja halbnärrischen Männlein steht die Großfürstin abseits und allein. Sie, die blutjung und aus engen Verhältnissen an diesen fremden großen Hof kam, hätte wohl einer Stütze, eines Führers bedurft, aber wer sollte sie führen und stützen, wer sollte sie beraten und belehren, da der Gatte fast

täglich neues Ärgernis gab und die junge Frau oben drein schon nach kurzer Zeit merklich vernachlässigte? Das letztere besonders war für die Zarin ein großer Kummer, denn wenn die Eheleute jetzt schon, noch ehe Aussicht auf Nachwuchs vorhanden war, nach verschiedenen Richtungen gingen, dann mußte sie aufs neue vor dem Kind in Schlüsselburg zittern, und aller Ärger, den man seit der Ankunft Peters mit ihm gehabt hatte, war umsonst gewesen. . .

Bestuscheff aber wußte für alles Rat oder schien ihn wenigstens zu wissen. Der junge Hof hatte natürlich schon lange sein Auge auf sich gezogen und ihm in mehr als einer Hinsicht gründlich mißfallen. Er fand, wohl nicht ganz mit Unrecht, daß diese beiden sehr jungen Leute noch nachträglich einer gewissen Erziehung bedurften, insbesondere Katharina, die ja eigentlich als Einzige in Betracht kam, denn selbst der Kanzler gab sich wohl keinen Illusionen über die Unfähigkeit und Unverbesserlichkeit Peters hin. Zunächst — dies war von allem das wichtigste — mußte man dafür sorgen, daß die jungen Gatten sich wieder einander näherten und die Großfürstin Kinder, wennmöglich einen Sohn, gebar. Da gab man dem großfürstlichen Paar als Oberhofmeister und Oberhofmeisterin das Ehepaar Tschoglokoß, das erst seit einigen Jahren verheiratet war, drei Kinder hatte und sich zärtlich zu lieben schien. Man hoffte, daß der Anblick dieser ehelichen Turteltauben vorteilhaft auf Peter und Katharina wirken sollte, und Frau Tschoglokoß erhielt noch besondere Instruktionen, wie sie die Großfürstin zur Liebe und Güte gegen ihren Gatten ermahnen und bewegen sollte. Die Idee, daß man

anderen Leuten ihre Liebe abgucken kann, ungefähr so wie man ein Stüdmuster abguckt, ist komödienhaft, und es konnte sich also kaum anderes als eine Komödie daraus entwickeln. Wieder einmal zeigte sich, daß nicht das gute, sondern das schlechte Beispiel anfeuernd wirkt, denn Herr Tschoglof, der eben noch als ein Muster der Battenreue gegolten hatte, verliebte sich nun schleunig in ein Hoffräulein und dann in Katharina selbst, während seine Frau sich nach kurzem Kummer gleichfalls zu mehr oder minder bedenklichen Flirts herbeiließ. Das Großfürstenpaar aber lebte nach wie vor gleichgültig oder verzannt nebeneinander hin, und Bestuscheff, der von allem Anfang an und wohl mit vollem Recht gefunden hatte, daß Katharina sich mit dem und jenem Hofherrn bloßstellte, konnte es nicht hindern, daß sie bald die Brüder Tschernischoff, bald Saltikoff angenehmer zur Unterhaltung und zum Vergnügen fand, als ihren lärmfreudigen, halbbetrunkenen Mann. Weder der Kanzler noch sonst jemand wußte ja damals, daß in dieser jungen Ehe noch ein anderes Hemmnis bestand als die innere Disharmonie, daselbe Hemmnis, das späterhin Ludwig XVI. sieben Jahre lang von der reizenden Marie Antoinette fernhalten sollte. . . Falsche Scham hinderte sowohl den Bourbonen wie den Holsteiner, sich zu offenbaren, und so schleppten sie beide lieber eine freudlose Ehe hin und narreten die Hoffnung eines Volkes, ehe sie sich und das leicht zu behobende Übel dem kundigen Chirurgen anvertrauen wollten.

So bleibt denn der junge Hof zunächst ohne Liebe und ohne Wiege, und Katharina mag zusehen,



ELISABETA PRIMA,  
*Imperatrix et Aulocratrix*  
*Omniun. Imperatorum.*

Elisabeth I.  
Stich von E. Tschemejow nach einem Gemälde von L. Tocqué.

wie sie sich mit ihrem Dasein unter den wachsamem, feindlichen Augen des Kanzlers und dem erwachenden Mißfallen der Zarin abfindet. Eine andere Prinzessin hätte sich vielleicht sehr unglücklich gefühlt und ihre Tage verweint und verseufzt; diese kerngesunde, unromantische Frau aber ruft über alle Peinlichkeiten und alles Trübselige hin ihr rotbackiges: „Der Mensch muß lustig sein!“ Obgleich die Abneigung und die Feindseligkeit des Kanzlers sie immer mehr einkreisen, findet sie alle Tage einen neuen Schleichweg, um ihnen zu entrinnen und die Jugendkraft austoben zu lassen, die ihr ins fröhliche Herz gelegt worden ist. In Oranienbaum steht sie schon bei Morgengrauen auf, schlüpft in einen Männeranzug, nimmt die Flinte über die Schulter und schleicht mit einem alten, vertrauten Diener, einem Hund und einem Fischer heimlich ins Röhricht zur Entenjagd. Oder sie unternimmt mit demselben alten Diener weite, waghalsige Ritte, bei denen sie am liebsten nach Männerart im Sattel sitzt, bis die Zarin, die ja immerfort auf das künftige Kind rechnet, ihr diese Extravaganz verbietet. Katharina wagt scheinbar keinen Widerspruch, aber ohne daß die Zarin es weiß und erfährt, konstruiert sie sich einen Doppelsattel, näht sich einen geteilten Rock und reitet vor den Augen Elisabeths als züchtige Reitdame vom Palast fort, um draußen, sobald sie außer Sehweite ist, jauchzend die steife Haltung zu verlassen und wie ein wilder Junge dahinzusprennen, daß der Diener ihr kaum folgen kann und zittert vor der Verantwortung, die er da auf sich nimmt. Und wenn sie tagsüber sich im Jagen und Reiten genug getan hat, dann tanzt sie

abends auf den Bällen der Zarin mit der glühenden Lust und der Unermüdllichkeit einer jungen Bacchantin, ist noch munter und fest auf den Beinen, wenn alle andern Damen schon vertanzt und übermüdet herumstehen, lacht und amüsiert sich und wirft Blicke, daß den Männern heiß wird und dem Kanzler bang. O, nicht als ob er für Peter und Peters Ehre so sehr gefürchtet oder als ob sonst irgend jemand am russischen Hof sich als Splitterrichter über eine hübsche Frau aufgespielt hätte, die dem Gatten ein Schnippchen schlug! Aber Bestuscheff sieht in dieser ungebändigten Jugendkraft, in dieser Intelligenz, neben der Peter wie ein richtiger Kretin wirkt, etwas Befährliches, das man heizen muß und niederdrücken muß, soll nicht der wilde Schoß von Anhalt-Zerbst den letzten, entarteten Ast der Romanows überblühen und überdauern. . .

Da geht Bestuscheff zum zweiten Teil seiner nachträglichen Erziehung über. Dieser junge Hof, nein, diese junge Frau, in der der Zarin vielleicht eine Gegnerin heranwachsen könnte, muß isoliert, muß so außerhalb aller Wirkungsmöglichkeiten gestellt werden, daß, was immer sie will und plant, in die leere Luft verpufft. Da verschwinden langsam, unauffällig die deutschen Elemente aus Peters und Katharinas Umgebung, und auch von den russischen bleibt nur, wer dem jungen Hofe nicht ergeben, vielmehr jeden Augenblick bereit ist, sie auszuspionieren und zu verraten. Es genügte, daß Katharina sich mit einem Diener oder einer Kammerfrau zufrieden zeigte, um alsbald deren Entlassung zu bewirken. Die Briefe, die sie nach Hause schickte, wurden im Sekretariat Bestuscheffs ausgefertigt, und ihr blieb

nichts, als sie zu unterzeichnen. Waliszewski erzählt eine amüsante, kleine Geschichte, wie es ihr dennoch gelang, auch hier die Wachsamkeit des Kanzlers hinters Licht zu führen: „Eines Tages wurde am Hof in Petersburg ein Malteserritter namens Sacromoso vorgestellt. Man hatte in Rußland seit langem keinen Malteser mehr gesehen und machte daher von diesem Italiener viel Aufhebens. Man sah ihn bei allen Festen und bei allen offiziellen sowie intimen Empfängen. Eines Tages, da er der Großfürstin die Hand küßte, schob er ihr unversehens einen Zettel zu und murmelte, so daß nur sie es hören konnte: ‚Von Ihrer Mutter!‘ Zu gleicher Zeit bezeichnete er ihr einen Musiker aus der Kapelle des Großfürsten, einen Landsmann namens d’Olio, der es übernehmen würde, ihre Antwort sicher und unvermerkt weiter zu befördern. Katharina versteckte den Zettel schnell in ihrem Handschuh. Sacromoso hatte recht gehabt: es war ein Brief ihrer Mutter. Nun folgte sie zum erstenmal, obgleich sie ganz unmusikalisches war, mit großer Aufmerksamkeit den Leistungen der großfürstlichen Kapelle. Als der Mann, der ihr bezeichnet worden war, bemerkte, daß sich die Großfürstin den Musikanten ein wenig näherte, zog er scheinbar ganz zufällig sein Taschentuch so ausführlich aus der Tasche seines Rockes, daß diese als breiter Spalt offen blieb. Katharina warf ihre Antwort in diesen improvisierten Briefkasten, und diese Geheimkorrespondenz dauerte, so lange Sacromoso in Petersburg blieb.“ Die kleine Geschichte ist sehr drollig, und Katharina hätte nicht jung sein müssen, wenn sie sich bei dieser Heimlichkeit nicht



köstlich amüsiert hätte, aber hinter der kleinen Lustigkeit steht grau und beklemmend die große Einsamkeit, in die sie nach dem Willen Bestuscheffs immer tiefer hineinschreiten sollte. Nicht einmal der Trauer darf sie sich hingeben, wenn etwas an ihrem Herzen reißt, denn als ihr Vater stirbt und sie ihm nachweint, läßt ihr die Zarin nach acht Tagen sagen, daß es jetzt genug sei, denn der verstorbene Fürst von Anhalt-Zerbst sei kein regierender Herr gewesen, und es sei nicht üblich, für solche länger als eine Woche zu klagen! Doch als die Einsamkeit um sie her immer größer wird, als die Bande, die sie mit der Heimat verknüpfen, gewaltsam immer mehr gelockert werden, als auch die galanten Zerstreungen der „offs“ und „kis“ nicht genügen, um den Lebenshunger dieser Zwanzigjährigen zu stillen, da erschließt sich Katharinen ein Paradies, von dem sie früher kaum gewußt hat und in das sie jetzt mit der Neugier und dem Ungestüm ihrer Jugend eindringt: sie beginnt zu lesen. Liest zuerst nur die sehr schlüpfrigen Romane ihrer Zeit, aus denen sie wahrhaftig nichts lernen konnte, und auch aus den Memoiren Brantômes schöpfte sie wohl keine beherzigenswerten Lebensregeln, dann aber geht's über die schwaghafte Madame de Sevigné hinweg zu ihm, dessen Darstellung großer Männer an die einfache Schönheit dorischer Säulen erinnert und den alle Großen, gleichviel, ob sie Schiller, Napoleon oder Heine heißen, mit dem gleichen Entzücken lesen werden: zu Plutarch. Und in das Pathos seiner Klarheit und seiner linienfesten Weltanschauung tönt ihr schon leise, von Ferne her, ein Moussieren wie von aufschäumendem Champagner, das perlend und sprühend

sich zu einer Brandung steigern will: Voltaire und Montesquieu neben Plutarch, Tacitus und noch vielen andern: das ist nun die Lieblingsgesellschaft der Großfürstin Peter. Sicher versteht sie nicht völlig alles, was sie da liest, denn für die Alten fehlt ihr das gründliche Wissen und für die modernen Franzosen die geistige Reife, aber trotzdem liebte sie ihre Bücher jetzt ebenso sehr wie die Jagd oder das Pferd, und gerade die Franzosen zeigten ihr Gesichtspunkte, von denen sie weder in Stettin noch in Petersburg je gehört hatte, erstaunten und entzückten diesen jungen, klugen Frauentopf, weil sie von Menschenrechten und Königspflichten sprach, und die Unmaßung, den Wurmstich alter Überlieferungen aufdeckten. Neu und ungewöhnlich schien ihr alles, was da stand, aber umso tiefer versenkte sie sich in ihre Bücher, und wenn ihrer unromantischen Natur auch keines je zum inneren Erlebnis wurde, so hat sie doch von ihnen die geistige Vorbildung für einen Beruf empfangen, an den sie freilich damals nicht dachte und nicht denken konnte. . .

Dann und wann erinnert sich Peter, daß er eine Frau besitzt, und dann kehrt er insofern zu ihr zurück, als sie ihm für ein Marionettentheater (nach ihrer Ansicht die langweiligste Sache der Welt!) an hundert Mal denselben Plan zeichnen oder auch durch Rat oder Fürsprache bei der Zarin wieder einrenken soll, was er gerade pecciert hat. Hat sie ihm geholfen, so nennt er sie wohl mit einem ganz netten Wort Madame Zuflucht und — stellt Katharina kalt, bis er eine neue Dummheit gemacht hat, die freilich nicht lange auf sich warten läßt. Weil ihm eben gewisse Hemmungen fehlen,

ist kein Mensch, so hoch er auch stehen mag, sicher vor seinen absurden Einfällen, so daß es ihm z. B. großes Vergnügen bereitet, die Zarin nicht nur durchs Schlüsselloch bei einem sehr intimen Dejeuner mit Rasumowsky zu belauschen, sondern auch noch seine Frau und wen er gerade fand an das pikante Schlüsselloch zu rufen. Katharina mit ihrem sicheren Takt leistete seiner Aufforderung keine Folge, ob die andern ebenso diskret waren, bleibt dahingestellt, — jedenfalls aber erfuhr Elisabeth von dem peinlichen Vorfall, und ihr Zorn auf Peter war so groß, daß sie sich nicht scheute, ihn an Alexei, den gerichteten Sohn Peters des Großen, zu erinnern. Wohl oder übel mußte sie hier wie auch bei andern Gelegenheiten die Sicherheit und Herzenshöflichkeit der Großfürstin anerkennen, aber gerade aus dieser Anerkennung blieb ein Stachel im Herzen der Zarin zurück, daß sie mit Unmut sah, wie Katharina immer mehr aus der Rolle der geduckten Prinzessin Dingsda zu einer Persönlichkeit heranwuchs, daß der Großfürst, der letzte Enkel Peters, neben ihr wie ein lächerliches Bürschchen erschien, während sie, die Oberstentochter aus Stettin, schon die Augen ernsthafter Männer auf sich zog. Ein Teil Fraueneifersucht spielte wohl auch mit, denn wenn Katharina auch niemals an Schönheit mit Elisabeth wetteifern konnte, so war's die Zarin eben doch gewöhnt, daß alle Männer, vom Muskit bis zum höchsten Würdenträger, in sie vergafft waren, und voll Ingrim und Schmerz sah sie, wie ihr eigener Reiz rasch dahinschwand, während neben ihr Peters Frau aufblühte und in ein paar Jahren die leicht entzündlichen russischen Männer sicher ebenso

begeistern würde, wie es heute die Zarin noch tat. Wenn Elisabeth auch nie triftigen Grund hatte, mit Katharina unzufrieden zu sein, so bereute sie in ihrem Herzen doch gewiß oft, daß sie damals so eigenwillig bei der Brautwahl vorgegangen war, und mehr als einmal erwog sie wohl im Stillen den Gedanken, ob die Kinderlosigkeit der großfürstlichen Ehe nicht einen Vorwand böte, um die Großfürstin wieder heimzuschicken. Aus verletztem Hochmut und gekränkter Eitelkeit heraus findet sie nun an der jungen Frau alles mögliche zu tadeln: bald hat Katharina sich nicht tief genug verneigt, bald zu laut gelacht, bald wirtschaftet sie mit dem Gelde nicht sparsam genug usw. usw. Der Zweck dieser Bemängelungen ist, Katharina zu demütigen, sie immer wieder zur Bitte um Verzeihung zu zwingen, so daß die Großfürstin, die ja von der Mutter her an Subordination und Selbstbeherrschung gewöhnt worden war, gar nicht mehr versuchte, sich zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sondern sofort gewohnheitsmäßig den Spruch herleierte: „Verzeihung, Mütterchen, ich habe es nicht gewußt!“ Auch Peter teilt die Befühle seiner kaiserlichen Tante, auch in ihm regt sich die Ranküne des Schwächlings gegen den starken Menschen, und gerade weil er immer wieder zu Madame Zuflucht mit seinen Torheiten kommen muß, hört er es nicht ungerne, wenn irgend eine seiner Beliebten ihm zuredet, „die Wiper zu zertreten“. Da das Fräulein ihm aber nicht näher angab, wie er das machen sollte, und Peter in diesem Fall Katharina nicht um ihren Rat fragen konnte, blieb sie einstweilen unzertreten und schenkte sogar nach zehnjähriger Ehe ihrem Mann, der Zarin und dem

Russenreich, was sie alle so sehnlich gewünscht hatten, — einen kleinen Großfürsten.

Man kann sich denken, wie groß die Freude am russischen Hofe war, aber man kann sich kaum denken, wie schlecht gerade bei dieser Gelegenheit die Mutter des Kindes behandelt wurde. Nicht aus Härte taten sie wohl so, nur aus dem ungemessenen Glück über das Kind vergaßen sie, daß sie, die es geboren hatte, doch auch ein Anrecht auf Sorgfalt und Liebe habe. Nach vier Stunden erst ist eine Hebamme zur Stelle, das Bett, in dem die Wöchnerin liegt, steht zwischen Fenstern und Türen, so daß sie sich einen schweren Rheumatismus holt, und wie alles glücklich vorüber ist und der erste Schrei des Kindes ertönt, denkt niemand mehr an Katharina, niemand bettet sie um, reicht ihr ein Glas Wasser oder wischt ihr den Angstschweiß von der Stirn, nein, alle drängen sich um das winzige, rote Ding mit den geballten Fäustchen, und wenn die Großfürstin nicht ebenso unbemerkt und nebenächlich stirbt, wie einst die englische Jane Seymour nach der Geburt Eduards VI. starb, so ist es nicht, weil sie mehr Pflege genießt als diese arme, britische Königin, sondern nur, weil sie eine robustere Natur ist und nicht ans Sterben denken mag. Tagelang sieht niemand nach ihr, auch der Mann nicht, denn der tafelt und trinkt mit seinen Zechgenossen um die Wette und läßt sich vermutlich feiern wie ein Held. Auch das Kind haben sie ihr nicht gelassen, vielmehr hat die Zarin es sofort nach der Geburt an sich genommen und ist mit ihm verschwunden, so daß sich schon die Legende verbreitet, Elisabeth habe den Sohn der Großfürstin gegen

ein eigenes, heimliches Kind ungetauscht. Als Wochenbettgeschenk schickt ihr die Zarin etliche Schmucksachen, von denen Katharina behauptet, daß sie selbst für eine Kammerfrau minderwertig gewesen wären, außerdem aber eine Anweisung auf 100 000 Rubel aus der kaiserlichen Schatulle. Über diese kleine Goldflotte war Katharina gewiß von Herzen froh, denn der junge Hof und insbesondere sie hatte stets nur wenig Geld zur Verfügung, und da sie gleich nach ihrer Ankunft in Rußland erfahren und gelernt hatte, daß der Mensch dort ohne Trinkgelder ebenso wenig leben kann wie ohne Luft, so hatte sie, ohne doch eine Verschwenderin zu sein, schon eine beträchtliche Menge Schulden gemacht. Die 100 000 Rubel, so dachte sie, würden nun ihre Finanzen wieder in Ordnung bringen und für geraume Zeit einen netten Überfluß in ihrer Kasse bilden. Aber ach! sie hatte ohne Peters Mißgunst und ohne die Nachgiebigkeit der Zarin gerechnet! Als Peter von dem üppigen Geschenk erfuhr, rannte er spornstreichs und wütend zu seiner kaiserlichen Tante und machte ihr klar, daß er genau daselbe Recht auf eine Entlohnung habe wie seine Frau. Elisabeth begriff das zwar nicht recht, aber sie war ihm gegenüber zuweilen sehr schwach, und da sie gerade gar kein Bargeld in ihrer Schatulle hatte, schickte sie zu der Wöchnerin und ließ sie bitten, ihr die 100 000 Rubel bis auf weiteres (d. h. auf Nimmerwiedersehen!) zu leihen, so daß also der Mann das Wochenbettgeschenk erhielt, was gewiß nicht häufig vorzukommen pflegt. . .

Als nach sechs Wochen die feierliche Aussegnung der Großfürstin stattfand, überreichte man ihr auf

einer goldenen Platte ihr Söhnchen Paul, das sie nun eigentlich zum ersten Male sah und natürlich sehr schön fand. Dann entführte man ihr das Kind abermals, und sie sah es nur in abgemessenen Zwischenräumen, als ob sie eine Fremde, nicht aber seine Mutter wäre. Auch in seine spätere Erziehung durfte sie garnicht hineinreden, mußte vielmehr alles der Zarin überlassen, und von allen Sünden, die an der jungen Katharina begangen wurden, ist diese Abtrennung von ihrem Sohn wohl die größte. Denn durch sie wurde nicht nur die Mutter ihrer heiligsten Freude und das Kind seiner natürlichen Obhut beraubt, nein, in der Großfürstin wurde auch gewaltsam jedes Gefühl der Mütterlichkeit, jedes Verständnis für Eltern- und Kindesrecht erstickt, so daß wir sie späterhin ihrem Sohne Paul als harte, grausame Mutter gegenübersehen werden. Doch wenn wir dies traurige Schauspiel zwischen Mutter und Sohn erblicken, dann dürfen wir nicht Katharina richten und verdammen, sondern die Schuld ihrer großen Verfehlung jenen beimessen, die einst der jungen Großfürstin verwehrten, Mutter zu sein.

5.

**W**enn sonst einem Thronfolger ein Sohn geboren wird, tritt der junge Vater nicht in Wirklichkeit, wohl aber für die Anschauungen, die in die Ferne schweifen, ein wenig, ein ganz klein wenig in den Hintergrund. Auch er ist eben jetzt der Vater einer kommenden Generation, und die Dynastie, deren ganze Hoffnung vorher vielleicht nur er allein war, blickt nun mit den Augen seines Kindes in eine

Zukunft, die dem Vater nicht mehr beschieden sein wird. Beim Großfürsten Peter dagegen lag der Fall gerade umgekehrt. Erst seit der kleine Paul da war, wollte, durfte man Peter nicht mehr als eine ephemere-fragenhafte Erscheinung ansehen, deren Wirkungsmöglichkeit überhaupt indistutabel erschien, mußte Stellung zu ihm nehmen, gleichviel ob man ihn bejahte oder verneinte, weil sein ihm verliehenes Recht jetzt nicht mehr mit ihm starb, sondern sich weitervererbte. Es ging von der Kinderstube des kleinen Paul wie ein Scheinwerfer aus, in dessen Licht man plötzlich Dinge deutlich erkannte, die vorher verschwommen waren und von denen man, weil sie gleichsam in der Luft zu hängen schienen, nach Vogelstraußpolitik den Kopf abgewendet hatte. Nun aber, da das Haus Romanow sich verjüngte, nun durfte man gelassen das Heute wie das Morgen betrachten und alle Eventualitäten bedenken und besprechen, die der Zukunft Rußlands hinderlich oder förderlich sein konnten. Alles sah jetzt anders aus, nicht etwa nur die äußere Politik, in die Pauls Kinderhände noch nicht hineingreifen konnten und die durch Bestuscheff und Elisabeths Preußenhaß sich immer mehr von Friedrich entfernt und die österreichisch-französische Tripelallianz geschlossen hatte, der es bestimmt war, den Siebenjährigen Krieg durchzuführen und zu verlieren. Die Zarin, obgleich erst auf ihres Lebens Höhe stehend, verfiel, durch Trunk und Ausschweifungen erschöpft, immer mehr: sie litt an tiefen Ohnmachten (vermutlich leichte Schlaganfälle) und war dermaßen von Angstzuständen gequält, daß sie niemals zwei Nächte nacheinander in demselben Zimmer schlief und beständig eine Wache

neben dem Bett hatte, die kein Auge zutun durfte. Nachdenklich sah es Bestuscheff und spürte auch, wie mit den Jahren ihre Abneigung gegen ihn immer wuchs, wie er, der ihren schwankenden Entschlüssen mehr als einmal seinen zähen Willen entgegengesetzt, ihr lästig wurde und wie gerne sie ihn abgeschüttelt hätte, wenn ihr die Energie dazu geblieben wäre. Unberechenbar, bald schwächlich und bald brutal, wie sie war, mußte er von Tag zu Tag mit seinem Sturz rechnen, soferne ihr noch ein längeres Leben beschieden sein sollte. Wenn es ihr aber nicht beschieden war, wenn die letzte Romanow bald die übermüdeten Augen schloß — — ? Da blickte Bestuscheff von der verfallenden Elisabeth auf den jungen Peter, betrachtet ihn eindringlich ein paar Minuten lang und schüttelt verneinend den Kopf. Nein, dies Volk, das eben erst die Kinderstube ausziehen will, dies Land, das am Vorabend eines großen Krieges steht, kann nicht von diesem halbnärrischen Schwächling geführt werden, der Rußland verachtet und mit allen Kräften zu Preußen hindrängt. Bestuscheffs Auge geht weiter, ruht lange und mit scharfem Blick auf Katharina. Alle Wetter, was ist aus der kleinen Prinzeß Dingsda, die vor zwölf oder fünfzehn Jahren aus Stettin nach Rußland kam, geworden! Nicht nur eine hübsche Frau, die trotz ihrer kleinen Gestalt groß und majestätisch scheint, sondern auch eine Persönlichkeit, die auf die fremden Diplomaten schon heute mehr wirkt als die Zarin, so daß der junge Hof, den man doch einst so sorgfältig isoliert hatte, von auswärtigen und einheimischen Politikern beobachtet und umworben wird, obgleich Katharina immer noch notgedrungen dem alten Befehl ihres

Vaters folgen mußte, „in keine Regierungssachen zu entrieren und den Senat nicht zu ägrieren.“ Bestuscheff betrachtet sie immer intensiver und ob schon er ihr nie hold war, zwingt sie ihm doch Bewunderung ab, wenn sie auch ihm noch keinen Befähigungsnachweis für die hohe Politik erbracht hat, vielmehr eben vergnügt mit einem jungen Polen, Stanislaus Poniatowski, flirtet. Aber Williams, der englische Gesandte, umschwänzelt die Großfürstin in auffälliger Weise, streckt ihr sogar eine größere Summe vor, damit sie wieder einmal ihre Schulden regeln kann, und wenn ein Engländer erst bar Geld auf den Tisch legt, dann weiß er schon, warum und für wen er es tut. Für irgend eine politische Pflückerin, so etwa wie die Fürstin von Anhalt-Zerbst, würde England sich gewiß nicht in finanzielle Unkosten stürzen, also müssen doch die Eigenschaften dieser jungen Frau ihr ganzes Wesen durchleuchten, wenn sie bisher auch noch keine Gelegenheit hatte, mit ihnen zu paradieren. Bestuscheff wird zusehends freundlicher und ehrerbietiger gegen Katharina. Er, in dessen Kanzlei ehemals die Briefe an Katharinas Eltern ausgefertigt worden waren, bietet sich (die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen!) jetzt an, die Korrespondenz zwischen Mutter und Tochter hinter dem Rücken der Zarin zu vermitteln. Katharina nimmt das Anerbieten natürlich mit lächelndem Danke an; sie ist klug genug, um zu begreifen, daß Bestuscheff solches nicht um ihrer schönen Augen willen tut, daß er einen Zweck damit verfolgt, mit dem er vorsichtig und allmählich herausrücken will. Sie hat nicht falsch gerechnet: nach einiger Zeit will Bestuscheff

mit ihr ein Programm ausarbeiten über das, was nach dem Tode der Zarin zu geschehen hat. Er sagt ihr, daß er Peter wohl zum Kaiser proklamieren lassen wolle, jedoch sie, Katharina, als vollberechtigte Mitregentin neben ihm. Was er ihr nicht sagt, ist, daß bei dieser neuen Doppelregierung er selbst die ganze Macht in Händen behalten will. Er braucht es ihr auch garnicht zu sagen, denn sie kannte ihn und seine Schliche nun schon lange genug, wußte auch, daß das, was er ihr da in Aussicht stellte, nur ein erstes, tastendes Angebot war, dem bald höhere folgen mußten.

Wie weit Bestuscheff ihren Erwartungen entgegenkam und was die beiden miteinander entwarfen und sich schrieben, ist nie ganz klar geworden, zudem nun die Wogen des verhängnisvollen Krieges über alle Pläne und Zettelungen hinschlugen und der jähe Wechsel zwischen Siegen und Niederlagen aller Blicke von höfischen Intrigen weg auf die Schlachtfelder zog. Aber nach der Einnahme von Memel und dem Sieg von Großjägerndorf, den Apraxins unerwarteter und jächer Rückzug unversehens in eine große Niederlage verwandelte, nach diesem unbegreiflichen Ereignis suchte man den spiritus rector der Katastrophe im eigenen Land, meinte auch, ihn alsbald ausgefunden zu haben. So wurde denn Bestuscheff, der Elisabeth schon lange ein Dorn im Auge war, im Februar 1758 verhaftet. Man wußte, daß er mit Apraxin intim befreundet war, wußte, daß die Großfürstin ein paarmal an den General geschrieben hatte, — was lag also näher, als an Verrat von diesen dreien zu glauben, die auf Bestuscheffs Initiative hin Rußland an den Preußenkönig verkauft hatten?!

Wenn je in ihrem Leben, so bedurfte Katharina jetzt ihrer ganzen Selbstbeherrschung, um sich nicht durch Furcht oder Nervosität zu verraten, um so ruhig, ja heiter zu scheinen, als wisse sie überhaupt nicht, daß ihr Name mit dem Fall Bestuscheff verquickt wird. Den Tag nach Bestuscheffs Verhaftung ist ein großes Fest bei Hof, und da fragt sie lächelnd, scheinbar voll harmloser Neugier herum, was denn nun mit dem Kanzler sei und welche Beweise man gegen ihn gefunden habe. Wie Buturlin ihr die für russische Rechtszustände so bezeichnende Antwort gibt: „Ja, Bestuscheff ist verhaftet, nun müssen wir nur herausbekommen, warum!“, legt sich ihre folternde Unruhe ein wenig, und als ihr dann gar noch Bestuscheff aus seinem Kerker heraus heimlich ein Zettelchen zustecken läßt, auf dem steht: „Keine Angst, alles ist verbrannt!“ sieht sie, daß sie gewonnenes Spiel hat und beschließt, mit übermütiger Unverfrorenheit die günstige Situation bis zur letzten Möglichkeit auszunützen. Sie begreift, daß jetzt, wo man ihr den Hochverrat nicht nachweisen kann, für sie alles darauf ankommt, das Vertrauen der Zarin, das in der letzten Zeit natürlich merklich geschwunden war, wieder zu gewinnen, daß es jetzt für sie nichts Vorteilhafteres geben kann, als den Spieß umzukehren und die Tiefbeleidigte zu spielen.

Seit der Verhaftung Bestuscheffs hat sie bei Elisabeth vergeblich um eine Audienz nachgesucht und würde sie auch jetzt nicht erhalten, wenn sie nicht eine kleine Krankheitskomödie inszenierte und behauptete, daß der Schmerz über die Ungnade der Zarin sie siech und elend gemacht habe. Da gibt Elisabeth nach und empfängt die Großfürstin gegen

Abend in ihrem Ankleidekabinett, in dem (man schämt sich fast, es zu sagen!) der Großfürst und Peter Schwaloff hinter einem Wandschirm versteckt saßen, um Zeugen dieser Unterredung zu sein und, wenn möglich, Katharina der Lüge zu überführen. Obschon Elisabeth kein vollgültiges Beweismaterial in Händen hielt, war sie doch von ihrer Sache sehr überzeugt und dachte wohl, daß Katharina ebenso vor ihrem Zorn zusammensinken würde, wie einst, ebenfalls um Preußens willen, ihre Mutter es getan hatte. Aber Katharina ist nicht die Fürstin von Anhalt-Zerbst, läßt sich von der finstern Hochmutsmiene der Zarin nicht einschüchtern, und wenn sie auch gleich beim Eintritt der Zarin zu Füßen sinkt, so geschieht es nicht, um Verzeihung zu erlangen, sondern um eine tränenvolle Bitte vorzutragen, auf die Elisabeth vor Staunen kaum antworten kann. Die Großfürstin will nämlich nicht Verzeihung, nicht Gnade, sondern (die Zarin traut noch immer ihren Ohren nicht!) die Heimkehr zu ihrer Mutter, die seit dem Tode des Vaters in Paris lebte.

Ein gewitzterer Geist als der Elisabeths hätte wohl das fecke Spiel durchschaut und mit einem kühlen: „Gewiß, meine Liebe, geh' zu Deiner Mutter zurück, das ist für uns alle das Beste!“ alle Pläne Katharinens durchkreuzt und sie zu jener Demut gezwungen, die Elisabeth erwartete. Die Zarin aber war plump, begriff die List nicht, fragte vielmehr erschreckt und betreten:

„Welchen Grund könnte ich für Deine Rückkehr angeben?!“

„Den Grund, daß ich das Unglück gehabt habe, Ihrer Majestät zu mißfallen.“

„Und wovon würdest Du leben?“

„Geradeso wie ich lebte, ehe Ihre Majestät die Gnade hatten, mich zu rufen!“

Das Frage- und Antwortspiel dauert noch eine Weile fort, wobei Elisabeth immer unsicherer wird, während man den abgeschliffenen, auf Prägnanz und Wirkung zugespitzten Antworten Katharinens nicht nur die Überlegung, sondern auch deutlich die Lektüre französischer Stillisten anmerkte. Dann aber verläßt Peter sein Versteck, mischt sich in den Frauenstreit, wirft der Großfürstin Bosheit und Eigensinn vor und reizt sie dermaßen, daß sie, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, die Selbstbeherrschung verliert. Mit einer Wildheit, die keiner noch je an ihr sah, erwidert sie ihrem Mann, leugnet nichts, beschönigt nichts, speit ihm nur, wie von furchtbarem innerem Ekel geschüttelt, alles ins Gesicht, was sie seit fünfzehn Jahren an Abscheu gegen ihn aufgespeichert hat . . . Peter, der niemals eine Situation in ihrem ganzen Umfang begriff, wäre sehr bereit gewesen, sich vor den Ohren der Kaiserin mit seiner Frau zu streiten, die Zarin aber gebot Ruhe und entließ das großfürstliche Paar sehr schnell. Bläß und erschreckt blieb sie zurück, schließ wohl in dieser Nacht schlechter noch als in allen andern, denn heute hatte sie zum erstenmal das andere Gesicht Katharinens gesehen, ein Gesicht, das sie der jungen Frau nicht zugetraut hätte und das mit gefährlichen Augen in die Zukunft sah. Elisabeth wußte aus persönlicher Erfahrung, wieviel eine Frau mit Temperament und persönlichem Mut erreichen kann, und darum überließ es sie kalt, wenn sie an dies andere Gesicht dachte, das Katharina in dem

Auftritt mit Peter entschleierte hatte. — — Tage, Wochen gingen über die Wagnisse und Schrecken jener Nacht dahin. Die Eindrücke verblaßten, aber die Erinnerungen blieben, wenn auch alles rundum seinen gewohnten Gang weiterging. Bestuscheff war in Ungnade auf seine Güter entlassen und durch Woronzoff ersetzt worden, Katharina, die trotz ihrer scheinbaren Sicherheit vor dem Kloster gezittert hatte, kam mit einer zweimonatigen Verbannung vom Hofe davon und durfte triumphieren, daß sie auch diesmal ihren Platz behauptet hatte, und Peter, der seit langem überall herumtrompetete, wie tief er es bedauere, daß er die Herrschaft über ein gesittetes Volk wie die Holsteiner gegen die russischen Barbaren eingetauscht habe, Peter setzte gerade in diesen Tagen seinem absurden Treiben die Krone auf und ließ der Zarin durch seinen Freund Schumaloff sagen, daß er auf die Nachfolge verzichte und nach Kiel zurückzukehren wünsche. Elisabeth entgegnete, daß er sein Gesuch schriftlich formulieren müsse, und behandelte ihn von diesem Tage an mit kühler Verächtlichkeit. Es hieß, daß sie sich wirklich mit dem Gedanken trug, ihn zugunsten seines kleinen Sohnes Paul zu enterben, und sie gab diesen Gerüchten insofern Nahrung, als sie vor allen Leuten das Kind auf den Schoß nahm, streichelte und küßte und befriedigt lächelte, wenn die Huldigungen, die ihr galten, auch auf das Kind überflossen. Neben ihr stand die Großfürstin, heiter und glücklich über die Gnade, die sie und der kleine Paul erfuhren. Aber immer wieder schielte Elisabeth verstohlen nach Katharina hin, hätte gar zu gerne gewußt, was sich hinter dieser weißen Stirn, hinter

dieser Miene mütterlichen Glücks verbarg. Vielleicht, ja wahrscheinlich sogar überschätzte sie für diesen Augenblick die Hinterlist der jungen Frau, ängstigte sich vor ihr ohne Grund, nur aus Nervosität oder aus einer Zwangsvorstellung heraus. Denn wenn auch der dänische Hof seinen Gesandten in Petersburg vermehrte: „Dank den Anleitungen ihrer Mutter, verspricht die Großfürstin die falscheste Prinzeß in ganz Europa zu werden,“ so zog Katharina im allgemeinen doch das Steeplechase des Abenteuers dem Geduldspiel der Intrigue vor, und die Hauptkunst ihres Lebens bestand eigentlich darin, geduldig warten zu können und den richtigen Moment fest beim Schopf zu packen. In den Tagen, da Elisabeth den kleinen Paul öffentlich hätschelt und gleichsam als künftigen Zaren zeigt, denkt Katharina wahrhaftig nichts Böses, und wenn sie ungeduldig wird, so ist es höchstens, weil sie's nicht erwarten kann, ihren Liebsten, den schönen Gardeleutnant Gregor Orloff, zu sehen . . .

Peter kümmert sich garnicht mehr um das, was seine Frau tut, hat auch längst jedes Recht dazu verwirkt. Er unterhält jetzt ganz öffentlich Beziehungen zu Elisabeth Woronzoff, der hinkenden Tochter des neuen Kanzlers, die zwar nicht hübsch ist und, wie die böse Welt behauptet, allerlei unästhetische Eigenschaften hat, die sich aber mit ihm gemeinsam betrinkt und ihn gelegentlich auch prügelt. Seine Hemmungslosigkeit ist jetzt so vorgeschritten, daß er, wenn er nachts berauscht in den Palast zurückkehrt, die Großfürstin mit Püffen aufweckt, nur um ihr von Elisabeth Woronzoff zu erzählen. Katharina erträgt es, wie sie von jeher alles von ihm extragen hat.



Trotz Elisabeth Woronzoff und Peters Absurditäten ist in ihr Leben jetzt mehr Heiterkeit und Wärme getreten, als sie früher empfing: nicht nur, daß Gregor sie anbetet, wie ein junger, ungestümer und gänzlich ungebildeter Mann eine ihm geistig weit überlegene Frau nur anbeten kann, sondern auch Freundschaft, Frauenfreundschaft empfängt sie jetzt, und zwar von einer Schwester der Elisabeth Woronzoff, der jungen Fürstin Daschkow, in deren Salon man Theater spielt oder liest und die nebenbei die geistige Regsamkeit und den politischen Drang der russischen Frauen besitzt. Durch die Fürstin erfährt Katharina natürlich manches, was im Hause Woronzoff vorgeht und geplant wird, auch daß die Woronzoffs mit dem Gedanken spielen, Peter solle späterhin, nach dem Tode der Zarin, Frau und Kind verstoßen und die Elisabeth Woronzoff heiraten. Die Fürstin, die zeitlebens eine große Wichtigmacherin war, mißt allem, was sie erfährt und berichtet, tiefen Wert bei, die Großfürstin aber hört es und denkt ihm zunächst nicht weiter nach. Abwarten und dann den richtigen Moment beim Schopf packen, — von dieser Lebensweisheit geht sie auch jetzt nicht ab. Noch lebt ja die Zarin, lebt zum Heil der Großfürstin und zum Verderben Friedrichs von Preußen, der sich in diesem nun sieben Jahre währenden Krieg fast verblutet hat und sicher schon demnächst mit Oesterreich und Rußland einen schimpflichen Frieden schließen muß. Erst wenn Elisabeth stirbt, werden Dinge spruchreif, an die man jetzt nicht zu denken und nicht zu rühren braucht. . . . — Wenn die Zarin stirbt, — nicht nur von den Woronzoffs wird diese Möglichkeit erwogen, nein, die verschiedensten Köpfe

befassen sich schon heute mit dem, der nach Elisabeth kommen wird. Was man von Peter zu erwarten hat, wissen alle, und darum scheint es ihnen nötig, seine Macht brach zu legen, wenn nicht gar abzuschütteln. An die Brachlegung denkt Panin, der bedächtige Erzieher des kleinen Paul, und er meint, daß späterhin die Großfürstin die Regierung mit ihrem Manne teilen solle, ganz so wie seinerzeit Bestuscheff gemeint hatte. Nur ein ganz kleiner und begreiflicher Unterschied war zu vermerken: statt Bestuscheff wollte Panin die erste Beige am künftigen Hofe spielen. Radikaler als er waren die Pläne der drei Schuwaloffs, obgleich einer von ihnen seinerzeit mit Peter hinter dem Wandschirm versteckt gewesen war: sie meinten, man solle den Kielschwärmer kurzerhand nach Holstein zurückschicken. Auch sie wollten natürlich die Krone dem kleinen Paul und die Regentschaft seiner Mutter zusprechen, wofür dann die erste Beige statt Bestuscheff und Panin den Schuwaloffs zuzufallen hätte. Die Daschkow wiederum plante allerlei extravagante Dinge, sprach auch wohl der Großfürstin davon, aber Katharina verhielt sich all diesen Anträgen gegenüber zögernd und wenig willfährig. Zögerte aber nicht etwa, weil sie vor einem Gewaltstreich zurückschreckte, sondern weil sie sich zu deutlich erinnerte, wie gefährlich und wie nutzlos solche Zettelung schon einmal verlaufen war. Noch lebte die Zarin, — erst wenn sie gestorben war, konnte über das Recht auf die russische Krone entschieden werden.

Am 5. Januar 1762 starb Elisabeth, und König Friedrich von Preußen atmete befreit auf. Noch während sie in der Agonie lag, erklärte Peter an

ihrem Sterbebett Panin, wie er jetzt nach preußischem Muster Krieg führen werde, und schickte noch in der Nacht ihres Todes einen Kurier an den Preußenkönig ab, um diesen seiner Freundschaft und seiner Friedensliebe zu versichern. Doch obschon er auf diese Weise alles auf den Kopf stellte, was bisher gegolten hatte, rührte sich keine Hand, um ihn zu warnen, um ihn bei den alten Alliierten festzuhalten oder gar um ihm zu wehren. Demütig sank ganz Rußland vor ihm auf die Knie, und dicht vor dem Throne kniete in ihrem Trauerkleid die verweinte junge Zarin, gelobte ihrem Manne in die Hand, daß sie ihrem Herrn allezeit Treue und Gehorsam halten und nichts sein wolle, als die erste Dienerin des Staates . . . —

Dies ist die letzte Kniebeuge, die Katharina vor einem Menschen machen wird. Über eine kurze Weile wird sie selbst mit den Symbolen der Macht vor das Volk hintreten, daß es sich vor ihr in den Staub werfe und ihr entzückt zujuble: „Das Leben für unseren Zaren!“

6.

**N**un war Peter Zar von Rußland, wenn auch noch nicht gekrönt, und wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, muß man zugestehen, daß der allererste Anfang seiner Regierung nicht so übel war, wie man vermutet hatte. Über 20000 Verbannte, die Elisabeth nach Sibirien geschickt hatte, rief er zurück, verfügte die Aufhebung der geheimen Kanzlei, befahl die Einziehung der Kirchengüter, erniedrigte den Salzpreis, errichtete eine Kreditbank, plante ein Befehlsbuch und gab auch ganz persönlich

Beispiele von Güte, die aber eben nur sprunghaft blieben, wie sein ganzes krankhaftes Wesen war. So bezahlte er gleich bei seinem Regierungsantritt sämtliche Schulden seiner Frau, machte ihr obendrein noch ein Geldgeschenk, wollte ihren einzigen noch lebenden Bruder nach Rußland kommen lassen (was dieser aber mit einem deutschen, nicht wiederzugebenden Kraftwort ausschlug!) und besuchte in Schlüsselburg das Kind Iwan, das inzwischen zum Jüngling herangewachsen war. Er zeigte sich dem Gefangenen gegenüber sehr teilnehmend, versprach ihm Besserung seines harten Loses und ahnte nicht, daß binnen kurzem er, der gnadenspendende Zar, und Iwan, der arme Gefangene, den gleichen Tod erleiden sollten.

Bald aber schlug Peter, wie fast immer, ins Gegenteil um, und die Deputation, die um die Erlaubnis gebeten hatte, ihm für seine Verdienste ein goldenes Standbild errichten zu dürfen, war gewiß heilfroh, daß er die Erlaubnis dazu verweigert hatte. Fing er doch nun an, wie er es von jeher mit Vorliebe getan, seine russischen Untertanen in jedem ihrer Gefühle zu verletzen und ihnen preußisch-holsteinisches Wesen als höchste Kulturstufe in Wort und Tat anzupreisen. Bestürzt sahen alle, besonders jene, die zu ihm standen, auf sein unvernünftiges Tun, Münnich, Biron, Lestocque, die er soeben aus Sibirien zurückberufen hatte, wollten ihm ihre Dankbarkeit beweisen, indem sie ihn warnten und ihn zum Guten berieten, Peter aber schlug alle ihre Ratschläge in den Wind. Vergebens drängten sie, die schon überall die allgemeine Unzufriedenheit spürten, daß der Zar sich sobald wie

möglich in Moskau krönen lassen sollte, weil sie wußten, daß er für das Volk erst dann wirklich Zar war, wenn er vom Metropoliten in Moskau gesalbt war und sich auf der roten Treppe des Kremls der versammelten Menge gezeigt hatte. Peter setzte eine Bröze darein, auch hier wieder einmal das religiöse Empfinden seines Volkes zu verspotten und selbst sein Abgott, Friedrich von Preußen, der ebenfalls mahnte, die Krönung nicht länger zu verschieben, fand taube Ohren. Der junge Mann aus Kiel hielt sich für geschickter als alle andern zusammen und sagte in bemitleidenswerter Verblendung: „Man muß die Russen nur kennen, dann kann man sie führen wie die Lämmer!“ Und weil er sich einbildete, daß dies von ihm so sehr mißachtete Volk immerfort ein Lamm bleiben müsse, dachte er an nichts anderes mehr, als es zu verpreußen und zu verholsteinern. Zunächst ließ er sofort nach Elisabeths Tode die Feindseligkeiten gegen Preußen einstellen und plante ein Bündnis mit diesem gegen den früheren Alliierten Osterreich. Dann verabschiedete er die Garderegimenter, sogar jenes, das die Kaiserin Elisabeth zum Throne geführt und dessen Offiziere sie zum Dank dafür stets an ihre Tafel geladen hatte, und ersetzte sie durch holsteinische Regimenter. Der Prinz Georg von Holstein, ein Onkel des Zaren, wurde zum Höchstkommandierenden der russischen Armee ernannt und zum Obersten jenes Garderegimentes, dessen Befehlshaber bis jetzt stets der regierende Zar gewesen war. Vierundzwanzig Generale wurden kurzerhand entlassen, das Exerzierreglement mußte genau nach preußischem Muster gehandhabt werden, statt mit

der Knute wurde mit Stock und Fuchtel barbarische Strafe zugeteilt, die Soldaten wurden wie Preußen uniformiert. Der Zar selbst ließ sich ein preußisches Regiment verleihen, trug fast ausschließlich preußische Uniform, und in jedem Zimmer hing ein Bild Friedrichs, den die Russen doch sieben Jahre lang bekämpft hatten.

Man kann sich denken, daß Peter auf diese Weise in kürzester Zeit bei der Armee verhaßt wurde, und verblendet, wie er war, machte er sich nun auch das niedere Volk und den Klerus zu Feinden, den er schon durch die Einziehung des Kirchengutes gegen sich aufgebracht hatte. Dieser erste Schritt war vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gewiß zu loben, aber wenn er jetzt die Fassen unterdrücken und die Heiligenbilder aus den Kirchen entfernen wollte, so verletzte er nicht nur die Geistlichkeit, sondern auch die breite Masse der Bevölkerung in ihren heiligsten Gefühlen, ohne daß diese Maßregeln den Schaden, den sie auf der einen Seite stifteten, auf der andern wieder gut gemacht hätten. Und trotzdem er die beiden starken Gewalten, auf die ein Zar sich stützen muß, gegen sich aufgebracht hatte, rüstete er jetzt zu einem ganz törichten Feldzug gegen Dänemark, mit dem er noch einen alten Erbstreit, der ihn eigentlich gar nichts anging, austragen wollte. Es kümmerte ihn nicht, daß dieser neue und spezifisch holsteinische Krieg ganz unpopulär war und daß sich die Marine in der denkbar schlechtesten Verfassung befand. So antirussisch er sich sonst auch gebärdete, so griff er doch jetzt zu einem echt russischen Mittel, zum allmächtigen und alleinseligmachenden Ufas, und erließ kurzerhand

einen Befehl an alle Matrosen, daß sie unverzüglich gesund zu sein hätten . . . Es ist leider nicht bekannt geworden, ob dies schriftliche Wundermittel half, jedenfalls aber stellte Peter ein Korps von 40000 Mann zusammen, das er selbst gegen Dänemark führen und mit dem er am 17. Juli ausziehen wollte. Am 17. Juli, — deutlich und barsch, wie's preußischer Militärstil ist, sprach er das Datum aus, und kein Schauder überlief ihn, da er es sagte, und kein Ahnen befiel ihn, daß er mit diesem Tage des Ausmarsches seinen eigenen Todestag niederschreiben ließ . . . —

Kaum zwei Monate waren seit Elisabeths Tod vergangen, und schon war der Unmut über die neue Regierung und die Sehnsucht nach der alten, die für Rußland doch ein Herz gehabt hatte, so groß, daß jeder weinte, wenn nur der Name Elisabeths genannt wurde. Geradezu verzweifelt stellte sich die Lage der jungen Kaiserin dar, die nach jenen ersten Gnadenbeweisen ihres Vaters nichts anderes mehr von ihm empfing, als Mißachtung und kleinliche Kränkungen. Gleich nach dem Tode Elisabeths hatte der Zar seinem Liebchen, der Woronzoff, den höchsten Orden, den Katharinenorden, verliehen und ihr im Palast die Appartements neben den seinen angewiesen. Es machte ihm besondere Freude, Gäste, die Katharina zu sich geladen hatte, aus ihrem Salon mit der ausdrücklichen Weisung wegholen zu lassen, daß sie bei Elisabeth Woronzoff erwartet würden. Er wollte ihr den Tabak verbieten, weil er wußte, daß sie gerne schnupfte, und weil sie eine Liebhaberin von Obst war, befahl er, daß auf der Tafel keine Früchte erscheinen durften. Schon im Januar 1762

hatte Breteuil an den Herzog von Choiseul geschrieben:

„Die Kaiserin befindet sich in einer geradezu jammervollen Lage und wird mit ausgefuchter Verächtlichkeit behandelt. Ich habe Ihnen schon früher bemerkt, daß sie sich dagegen mit Philosophie zu waffnen sucht, und ich habe Ihnen auch gesagt, wie wenig dies Palliativ zu ihrem Charakter paßt. Ich weiß bestimmt, daß sie nur mit größtem inneren Unmut das Betragen des Kaisers und den Hochmut des Fräulein Woronzoff erträgt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß in dem Kopf dieser Fürstin, deren Mut und Temperament ich kenne, sich nicht früher oder später etwas Ungewöhnliches vorbereiten sollte. Ich weiß, daß sie Freunde besitzt, die versuchen, sie jetzt noch zu beruhigen, die aber alles für sie tun und aufs Spiel setzen würden, wenn sie es verlangte.“

Der Baron Breteuil war gewiß ein guter, jedenfalls ein viel besserer Beobachter als Peter, aber man darf nicht glauben, daß seine Beobachtungen sich nur auf persönliche Anschauungen und Eingebungen stützten. Vielmehr hat ihn damals Katharina eine Sekunde lang in die Karten gucken lassen, die sie zu mischen begann, hätte ihn vielleicht auch gern als Spielpartner gehabt, denn der Einsatz, um den es ging, war so groß, daß sie, um ihn zu erringen, wohl nach mächtigen Freunden und Hilfsquellen Umschau hielt. So kam denn auch eines Tags ein Unterhändler zu Breteuil, um im Namen der Zarin 60000 Rubel von ihm zu entleihen, und machte dazu allerlei Andeutungen, über das Drängen des Volkes, über die Entschlüsse der Zarin, die von ihrem Manne

aufs Schwerste gereizt sei usw. usw. Breteuil hörte, mißtraute und zauderte. Die Franzosen sind ja allezeit gute, wohl auch ein wenig knauserige Rechner gewesen, und Breteuil fand, daß es leichtfertig wäre, bare 60000 Rubel ohne Sicherung herzugeben. Er überlegte hin und her, wie er sich, ohne die Kaiserin zu verletzen, diese Sicherung verschaffen könnte und kam schließlich auf folgenden Einfall, den er sicher für sehr fein hielt: er verlangte nämlich, daß der Unterhändler ihm ein Handbillet bringen sollte, auf dem stand: „Der Überbringer ist der Bote meiner Abschiedsgrüße und bittet Sie zugleich in meinem Namen, einige kleine Einkäufe für mich zu besorgen.“ Wirklich erschien auch der Unterhändler bald wieder und brachte ein Handbillet von der Kaiserin, allerdings nicht mit den Breteuilschen Worten, sondern mit einem kleinen, mokanten Text, den Katharina selbst stilisiert hatte: „Der Einkauf, den wir machen wollten, wird sicher in einiger Zeit und zwar bedeutend billiger gemacht werden; wir brauchen also keine fremde Anleihe.“ Somit hatte Breteuil seiner Regierung 60000 Rubel und sich selbst etliche Aufregungen erspart, dafür aber Katharinas Sympathien für Frankreich, die ohnehin nicht groß waren, erheblich gemindert. Wenn sie späterhin von den Franzosen voll mitleidiger Geringschätzung immer nur als den kleinen Leuten oder den armen Leuten sprach, so hat sie gewiß mehr als einmal dabei an den vorsichtigen Herrn gedacht, der um Geld knickerte und bangte, wo es sich doch um eine Kaiserkrone gehandelt hatte . . . —

Breteuil hörte also nichts weiter mehr von dem, was im Kopf der Zarin vorging, und die übrigen

Besandten, zu denen kein Unterhändler kam, waren so nichtsahnend, wie gute Gesandte nur sein können. Wohl dachten alle, daß es mit der neuen Regierung eines Tages ein schlimmes Ende nehmen müsse, aber alle, auch Friedrich von Preußen, dachten an eine Erhebung des Volkes und ließen nicht ab, den Zaren an die Krönung zu mahnen. Peter aber hatte viel Wichtigeres zu tun: er mußte jetzt eben, am 22. Juni 1762, ein großes Festmahl für die Unterzeichnung des Friedens mit Preußen geben. Von Petersburg gedachte er dann zu kurzem Aufenthalt nach Oranienbaum und hierauf nach Peterhof zu gehen, wo ihm die Kaiserin zu Ehren seines Namensfestes ein Festmahl geben sollte. Mitte Juli wollte er dann nach Pommern übersehen und den Feldzug gegen Dänemark eröffnen, obgleich seine Betreuen ihn himmelhoch baten, nicht ungekrönt das Land zu verlassen. Der junge Mann aus Kiel hörte auch jetzt nicht auf sie. Zwar waren ihm gerade in diesen Tagen allerlei Gerüchte von Verschwörungen zu Ohren gekommen, aber er lachte nur und glaubte nicht daran. Erst als man ihm zuraunte, daß Gregor Orloff, der Günstling seiner Frau, und dessen vier Brüder verdächtig seien, wurde er ein wenig, ein klein wenig nachdenklich. Er schickte seinen Adjutanten Persiljoff zu den Orloffs, um sie auszufundschaften, und Persiljoff, der von ähnlichen geistigen Kapazitäten gewesen zu sein scheint wie sein kaiserlicher Herr, fand ein ausgezeichnetes, ja ein untrügliches Mittel, um schwarze Pläne, welche die fünf Gardeoffiziere vielleicht hegen konnten, zu durchkreuzen. Wie dies Mittel wirkte, werden wir später noch sehen; einstweilen ging

Persiljoff mit erhobenem Haupt und wichtiger Miene umher und kam sich bedeutend vor. Denn diese fünf Orloffs stellten ja nicht nur durch ihre Zahl schon einen kleinen Heerbann vor, sondern waren auch als Gesamtheit insofern merkwürdig, als sich unter ihnen ein ungewöhnlich schöner und verwegener Mensch, Gregor, und ein ungewöhnlich kluger und nicht minder verwegener, Alexei, befand. Dieser gescheite Erobererkopf und dieses schöne Draufgängergesicht faszinierten mit ihrem Willen und ihrem Temperament ihr ganzes Regiment, und wenn erst noch die drei andern Orloffs wie eine Befräftigung hinter Alexei und Gregor traten, dann gab es nichts, was die Fünfe bei ihren Kameraden nicht hätten durchsetzen können. Diese Orloffs zu durchschauen und ihre Absichten brach zu legen, war wahrhaftig keine kleine Sache, und man begreift, daß Peter diese Mission nur einem erprobten Mann wie Herrn Persiljoff übergab. Denn wenn Peter auch von so nebensächlichen Dingen wie z. B. der russischen Geschichte nur wenig wußte, so erinnerte er sich doch wohl noch von seiner seligen Tante her, was ergebene Garden gerade in Rußland vermögen, obgleich er niemals ernsthaft glaubte, daß eine Erhebung gegen ihn im Werke sei.

Da die Orloffs nun dem ausgezeichneten Herrn Persiljoff übergeben sind, mag Peter ruhig und fröhlich mit allen Würdenträgern und auswärtigen Gesandten den Friedensschluß mit Preußen durch das schon erwähnte Festmahl feiern. Wie es Sitte ist, schmaust und zecht man von einem Tag zum andern, und ein Hofberichterstatter hätte offiziell gewiß zu melden gewußt, daß die glänzende Ver-

anstaltung in würdigster und harmonischster Weise verlaufen sei. Leider aber gab es doch einen kleinen, noch dazu recht peinlichen Vorfall, den Peter selbst veranlaßte. Und das kam so: ehe er auf das Wohl des Königs von Preußen trank, leerte er sein Glas auf die kaiserliche Familie und bemerkte, daß bei diesem Trinkspruch seine Gemahlin sich nicht erhob. Sofort schickte er einen Adjutanten, um sie fragen zu lassen, warum sie nicht aufstehe, wenn er das Wohl der kaiserlichen Familie ausbringe. Die Zarin entgegnete ruhig, daß die kaiserliche Familie ja nur aus ihrem Mann, ihr selbst und ihrem Kinde bestehe, und daß sie es also für überflüssig gehalten habe, sich zu erheben. Peter ließ ihr sagen, ob sie denn nicht wisse, daß zur kaiserlichen Familie auch seine beiden Onkel, die Prinzen von Holstein, gehörten, und weil Katharina nicht gleich zu begreifen schien, wieso zwei auswärtige Onkel plötzlich zur Zarenfamilie gehörten, schrie ihr Peter angefacehts von hundert und aberhundert Menschen über den ganzen Saal hin ein Schimpfwort zu, daß ungefähr unserem „dumme Gans“ entspricht. Eine peinliche Stille folgte diesem Ausbruch kaiserlicher Roheit, und Katharina, die doch selten genug die Fassung verlor, war so bestürzt, daß ihr die Tränen übers Gesicht liefen, ohne daß sie's hindern konnte. Ihre Fassungslosigkeit dauerte aber nur eine Minute, in der nächsten sagte sie sich schon wieder, daß der Mensch wenigstens äußerlich lustig sein müsse, und sie wandte sich an den neben ihr sitzenden Grafen Stroganoff, bat ihn, ihr etwas recht fröhliches zu erzählen, damit sie lachen und die Andern rundum den Eindruck dieser Szene vergessen machen könne. Stroganoff

tut's, Katharina lacht, die betretene Stimmung ringsum weicht, und das immer lauter werdende Lärmen und Toben des wilden Festes überdröhnt die Wirkung des Schimpfwortes und das gezwungene Lachen der Kaiserin. Nach einer Stunde denkt schon niemand mehr an das absonderliche Begebnis, nur die fremden Gesandten, die gerade solch pikante Vorfälle gern für ihre Regierungen oder ihre Memoiren aufschreiben, rücken ungeduldig auf den Stühlen, weil sie's gar nicht erwarten können, dies Hiftörchen mittels Tinte und Feder der Nachwelt aufzubewahren. Sonst aber denkt niemand mehr daran, wirklich gar niemand . . . —

Um 24. Juni verließ Peter Petersburg, um sich mit der Woronzoff zu kurzem Aufenthalt nach Oranienbaum zu begeben, während Katharina ihr Sommerquartier in Peterhof bezog, um dort am 29. Juni mit dem teuern Gatten dessen Namenstag zu feiern. Er kam mit großem Gefolge (darunter Elisabeth Woronzoff und sechzehn andere Hofdamen!) nachmittags gegen 2 Uhr an und war, wie seine Umgebung, etwas erstaunt, daß nicht das übliche Lafaienpalier ihn erwartete, sondern erschreckte Diener mit ratlosen Gesichtern ihm entgegen kamen. Was sie auf seine barschen Fragen hervorstotterten, klang so unglaublich, daß Peter seinen Ohren nicht traute, aber das war sicher, daß die Kaiserin sich nicht sehen ließ und daß sie auch nicht aufzufinden war, obschon Peter wie ein Rasender in Schloß und Garten umherstürmte, jeden Winkel, jeden Busch durchsuchte, gerade als ob es Katharina auf ein neckisches Versteckspiel angekommen wäre! Da mußte Peter endlich glauben, was ihm so unglaubhaft

erschien und was er soeben durch einen Vertrauensmann aus der Hauptstadt bestätigt erhielt: Katharina war seit dem Morgen in Petersburg und hatte sich dort zur Kaiserin ausrufen lassen. Peter hörte und begriff nicht. Wie war es denn möglich, daß die Orloffs ihn so übertölpelt haben sollten, nachdem doch sein Adjutant sie überwacht und das untrügliche Mittel gefunden hatte, sie unschädlich zu machen?! Das untrügliche Mittel des Herrn Persiloff hatte nämlich darin bestanden, daß er mit den Orloffs, vorzüglich mit Gregor, die Nächte durch trank und spielte, und dabei leider nur nicht bemerkte, daß Alexei in der letzten Nacht plötzlich verschwunden war! Diese Kleinigkeit war dem wein- und würfelfrohen Aushorcher entgangen, und darum stand Peter jetzt ratlos da und wunderte sich nachmittags über die Dinge, die in Peterhof vorgegangen waren, als kaum die Sonne über die Dächer stieg . . .

Die Geschichte dieses Junimorgens ist in ihren Voraussetzungen ebenso einfach, wie sie weittragend in ihren Folgen war. Um 5 Uhr früh trat Alexei Orloff (Gregor spielte sicher noch mit Herrn Persiloff!) in das Schlafzimmer Katharinas und weckte sie mit den Worten: „Stehen Sie auf, alles ist bereit, um Sie zur Kaiserin zu proklamieren!“

Sie war natürlich nicht überrascht, denn der Staatsstreich war ja seit langem, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen geplant, aber sie wollte doch wissen, warum er sich gerade heute, wo man Peter hier erwartete, vollziehen sollte. Alexei hielt sich nicht mit langen Erklärungen auf, sagte ihr nur, daß einer der Mitverschworenen plötzlich verhaftet

worden und also höchste Eile vonnöten sei. Da wirft Katharina hastig ihre Kleider um, besteigt mit einer Kammerfrau und einem Diener den Wagen, den Alexei als Kutscher lenkt, und jagt dahin nach Petersburg, wie einst Fieschen von Stettin aus dahinjagte. Damals galt es Großfürstin, heute aber gilt es Kaiserin zu werden! —

Nahezu ein halbes Jahr hatten sich Katharina, die Orloffs, die Fürstin Daschkow und noch eine Handvoll anderer, gewiß nicht unbedeutender Menschen mit dem Plan dieses Staatsstreichs beschäftigt, aber als er nun zur Ausführung kam, merkte man allseits mit Staunen, vielleicht auch mit ein wenig Herzklopfen, daß er gar nicht in den Einzelheiten oder auf die Wirklichkeit ausgearbeitet war. Die schöne Redensart „unvorbereitet wie ich mich habe,“ läßt sich in vollem Umfang hier anwenden; denn mit dem Beckruf Alexeis und mit dem Wagen, den er mitgebracht hatte, waren die Hauptvorbereitungen erschöpft, so daß dieser ganze Staatsstreich eigentlich von Improvisation zu Improvisation ging und nur glückte, weil man als Bundesgenossen den allgemeinen Widerwillen gegen Peter und auch dessen eigene Unschlüssigkeit hatte. Dies war aber ja gerade die Art von Glücksspiel, die der verwegene Sinn Katharinas liebte, und darum saß sie in ihren hastig übergeworfenen Kleidern und mit dem nur in aller Eile aufgesteckten Haar wohl erregt aber nicht erschreckt in der Kutsche, sah mit großen, glänzenden Augen und einem köstlichen kleinen Erwartungsieber in das morgendliche Land hinein, über dem noch der Frieden der Nacht schwebte und das nicht ahnte, daß es der Schicksals-

wagen Rußlands war, der jetzt an seinen taubeschwertten Halmen und seinen wogenden Feldern vorüberfuhr. Unterwegs traf man einen Bekannten: Herr Michel war's, der Friseur der Zarin, der heute wie an jedem Morgen nach Peterhof kam, um die allerhöchste Frisur künstlerisch zu gestalten. Er fiel fast auf den Rücken, als er zu so zeitiger Stunde Ihre Majestät auf der Landstraße erblickte, noch dazu unfrisirt, mon dieu! so unfrisirt, wie niemals eine Dame in Versailles sich auf der Straße zeigen würde! Herr Michel, der natürlich aus Frankreich war, dachte sicher im stillen, daß sich die deutsche Unkultur doch nie ganz verleugnen lasse, selbst wenn sie eine Zarenkrone trägt, und er war gewiß sehr froh, als die Zarin ihn einsteigen hieß und mit nach Petersburg nahm. Er hoffte vielleicht, daß sie es in Rücksicht auf ihre Staatsstreichfrisur tat (denn so unfrisirt konnte sie doch unmöglich vor das Volk hintreten!), aber es geschah wohl nur, um ihn und seine gallische Schwachhaftigkeit nicht vorzeitig nach Peterhof kommen zu lassen.

Die Entfernung zwischen Petersburg und Peterhof betrug etwa 30 Kilometer; Alexei, obgleich der klügste seiner Brüder, hatte nicht daran gedacht, Relaispferde zu bestellen. So mußte man, da die armen Gäule bald ermatteten, mit einem Bäuerlein, das gerade des Weges gefahren kam, um seine Mähren handeln, damit der Schicksalswagen Rußlands nicht auf der Straße liegen blieb, sondern endlich von Bauernrossen gezogen nach Petersburg kam oder vielmehr bis etwa 5 Kilometer vor die Stadt, wo schon fiebernd vor Ungeduld Gregor und Fürst Variatinski die kaiserliche Frau mit einem



Wagen erwarteten. Kulhière, der französische Gesandtschaftsattaché, der späterhin Katharina noch viel Kopfzerbrechen verursachte, schildert in seinen Aufzeichnungen die Ankunft in Petersburg bündig und drollig mit folgenden Worten: „So kam Katharina, um als Alleinherrscherin das größte Reich der Welt zu beherrschen, zwischen sieben bis acht Uhr morgens an. Sie hatte sich auf die Versicherung eines Soldaten hin in Bewegung gesetzt, wurde gefahren von Bauern, geführt von ihrem Beliebten, begleitet von ihrer Kammerfrau und ihrem Friseur.“

Es gibt Bilder, welche die Huldigung der Garderegimenter wie überhaupt den ganzen Staatsstreich sehr pathetisch und pompös darstellen, aber in Wahrheit konnte weder von Feierlichkeit noch von einer großen Volksbewegung die Rede sein. Die Orloffs alarmierten zunächst das Ismailowsche Regiment, ließen die Trommeln rühren und Branntwein an die Soldaten verteilen, die, vom Alarm verwirrt, vom Namen Orloff fasziniert, vom Alkohol erhitzt, ohne Zögern riefen: „Es lebe die Kaiserin!“ Das Preobrasenskische Regiment leistete zuerst Widerstand und schien für eine Weile den Sieg des Tages zu gefährden, schloß sich aber schließlich den andern an, und wenn auch Simon Woronzoff, der eine Kompagnie der Preobrasenskischen kommandierte, seinen Degen lieber zerbrach, als daß er ihn für Katharina hob, so war dies nur mehr ein äußeres Zeichen der Abwehr, das keine Folgen mehr haben konnte. Nun hastete Katharina mit ihren Betreuen zur Kirche der heiligen Muttergottes von Kasan, wo Panin sie mit dem

kleinen Paul erwartete, der noch sein Nachtmützchen auf dem Kopfe trug. Ein Pope wurde herbeigeschleppt, hob das Kreuz, segnete die neue Herrscherin, vor der alsbald das herbeigeflutete Volk in die Knie sank. Im Palast fanden sich dann auch die Synode und der Senat ein (den Katharina nun doch trotz der Ermahnung ihres Vaters „aigrierte“!), denn sie waren es gewohnt, stets den Weg zu gehen, den die Garderegimenter bezeichneten, und leisteten ohne weiteres den Treueid. Sehr drollig, beinahe wie der selige Hofmarschall von Kalb, muß sich im Lärm und in der Bedeutung dieses Tages der Kanzler Woronzoff ausgenommen haben, der, als wäre nichts geschehen, im Palast vorsprach und die Kaiserin fragte, warum sie denn Peterhof verlassen habe. Weder die Liebe zu seiner Tochter, noch das zerbrochene Schwert seines Sohnes hielt ihn übrigens ab, der Kaiserin Treue zu schwören.

So war denn der Staatsstreich trotz seiner mangelhaften Vorbereitungen gut und im ganzen friedlich verlaufen, und Katharina durfte in dieser ersten Nacht ihrer Herrschaft ruhig schlafen. Allerdings war erst die Hälfte dessen geschehen, was geschehen mußte, denn morgen sollte ja Peter überwältigt und zur Abdankung gezwungen werden. Weil sie nicht ahnt, was die kommenden Wochen bringen, weil auch die Überwältigung Peters nur wieder eine Improvisation ist, stellt sich Katharina am nächsten Morgen voll frohen Mutes an die Spitze ihrer Truppen, um Peter entgegen zu ziehen. Sie trägt die Uniform des Garderegiments zu Fuß, die ihr der Graf Stroganoff geliehen, auf den

gelösten, nur von einem Band gehaltenen Haaren die hohe Bärenmütze, von der ein grüner Eichenzweig leuchtet. So galoppiert sie rittlings auf einem Tigerhengst, neben sich in ähnlichem Aufzug die herbeigeeilte Fürstin Daschkow, hinter sich 15000 Soldaten. Alles ist fröhlich und voll Zuversicht, und alle hoffen, Peter in Peterhof zu treffen und zur Abdankung zu zwingen . . . —

Peter hatte sich inzwischen auf das Drängen des Generalfeldmarschalls Münnich entschlossen, nach Kronstadt zu segeln, um diesen wichtigen Platz zu halten und von dort aus weitere Operationen zu machen. Peter legte zu diesem Zweck seine holsteinische Galauniform an und schiffte sich mit einem großen Gefolge, darunter zahlreiche Damen, nach Kronstadt ein. Aber der Admiral Galizin, einer der Betreuen Katharinas, war ihm schon zuvorgekommen, so daß ihm die Landung mit den Worten: „Es gibt keinen Kaiser mehr“ verweigert wurde. Nun schlug Münnich vor, man solle nach Reval übersehen, um von dort mit holsteinischen Regimentern das Land zurückzuerobern, ein Plan, der gewiß mehr Aussichten hatte zu gelingen, als zu scheitern. Peter aber, der schon sehr schwer zur Fahrt nach Kronstadt zu bewegen gewesen war, setzte jetzt allem Drängen des tapferen Münnich den passiven Widerstand des Neurastrhenikers gegenüber. Er wollte nicht nach Reval, nicht zu den Holsteinern, die er sonst so zärtlich liebte, er wollte jetzt nur nach Oranienbaum zurück, von dem er erst gestern früh aufgebrochen war. Hier erfuhr man, daß Katharina mit Truppen von der Hauptstadt her ihrem Gemahl entgegenmarschierte, und obgleich man in Oranienbaum nicht

wußte, wie die Garderegimenter darauf brannten, an den holsteinischen alles zu vergelten, was ihnen von Peter und Peters Verächtlichkeit angetan worden war, so machte die Nachricht von diesem Anmarsch doch solchen Eindruck auf Peter, daß er Katharina einen Parlamentär entgegen schickte, der ihr die Hälfte der Krone und Macht anbot. Katharina ließ sich selbstverständlich auf keine Verhandlungen ein, vermutlich weil sie ihren Mann eben besser kannte als der männliche Münnich, der Peter zu redete, doch wenigstens als Kaiser zu sterben, wenn er schon nicht als Kaiser leben könne. Peter war ganz unfähig, sich zu diesem Pathos der Empfindung zu erheben, und unterzeichnete daher ohne allzulanges Besinnen seine Abdankungsurkunde. Er betrug sich auch jetzt ganz kindisch, weinte bitterlich und verlangte als einzige Gnade, daß man Elisabeth Woronzoff bei ihm lasse. Panin, der mit ihm verhandelte, sagte späterhin: „Ich rechne es zu den Unglücksfällen meines Lebens, daß ich genötigt gewesen bin, ihn zu sehen. Ich fand ihn Tränen vergießend, und während Peter meine Hand zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, warf sich seine Maitresse auf die Knie, um die Gnade zu erbitten, bei ihm bleiben zu dürfen. Er verlangte nichts, als das; nicht einmal, die Kaiserin zu sehen.“

So hatte Katharina auch am zweiten Tag mühelos und scheinbar vollständig gesiegt. Man hielt nun kurze Rast in Peterhof und zog dann feierlich in Petersburg ein, während Elisabeth Woronzoff nach Moskau geschickt und Peter unter dem Geleit Alexei Orloffs nach dem Landgut Ropscha gebracht wurde, wo er bleiben sollte, bis

man in Schlüsselburg Gemächer für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte. Wunderbar glücklich war bis zu dieser Stunde alles verlaufen, und doch begann in eben dieser Stunde sich an Katharina das tragische Schicksal der Eroberer zu erfüllen, das die Tat stärker wird als sie selber und sie mit sich fortreißt, zu Untiefen, an die sie nie gedacht haben. Sicher haben Katharina und die Orloffs zu Anfang nichts anderes gewollt, als Peters Krone, jetzt aber, da man den Entthronten nach Kopscha abführte, trat riesengroß und schreckhaft die Frage auf: „Was soll aus ihm werden?“ Gewiß, man konnte ihn zunächst in Kopscha und dann in Schlüsselburg gefangen halten, genau so, wie Elisabeth Iwan in Schlüsselburg gefangen hielt, — aber war es auf die Länge wirklich möglich, zwei Zaren in Schlüsselburg zu halten, einen Enkel und einen Neffen Peters des Großen, während eine Deutsche auf dem Thron von Rußland saß? Hatte doch schon Elisabeth ihr ganzes Leben lang vor dem Kind in Schlüsselburg gezittert, und dabei war dies Kind, als man es seiner Rechte beraubte, eben doch nur ein Kind gewesen, war im Lauf von zwanzig Jahren in Vergessenheit geraten, so daß keiner von der heutigen Generation es von Angesicht zu Angesicht kannte oder mit ihm gesprochen hatte. Peter aber war unter den Augen des Volkes vom Knaben zum Manne herangewachsen, war Zar gewesen, hatte den Segen der Kirche, den Eid der Truppen empfangen, — wer war verblendet oder vermessen genug zu wähnen, daß für alle Zeit alles Erinnern, alle Treue für das Blut der Romanows sich von ihm abgewendet habe, um einer fremden Frau zu

dienen? Heute freilich jubelten sie Katharinen zu, und die Soldaten verbrannten hohnlachend die preußischen Uniformen, die Peter ihnen aufgezwungen hatte, wer aber konnte sagen, wie die Stimmung in Wochen, in Monaten oder in Jahren war? Wer konnte sagen, ob nicht im Lauf der nächsten Zeit schon ein Aufstand sich für Peter erhob und glückte? Niemand konnte es sagen, jeder aber wußte, welches Los dann der Kaiserin beschieden sein würde. Der Henker oder das Kloster, — ein Drittes gab es nicht. Oder gibt es noch ein Drittes? Da beginnt zwischen den Augen der Katharina und denen des Alexei Orloff ein schwüles Frage- und Antwortspiel.

„Mütterchen, was soll mit Peter geschehen?“

„Frage mich nicht, ich weiß es nicht! Oder weißt Du es, Alexei?“

„Ich weiß es wohl, und Du weißt es auch —“

„Nein, nein, Alexei, ich weiß es nicht und will's nicht wissen. Hörst Du, ich will's nicht wissen!“

„Wenn es aber sein muß —?“

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, Alexei, ich weiß nichts, und ich gebe Dir keinen Befehl!“

Am 17. Juli ritt Alexei Orloff, der von dem nahegelegenen Kopscha nach Petersburg gekommen war, wieder zu dem entthronten Zaren zurück. Doch schon am nächsten Tage traf er, vom heftigen Ritt mit Staub und Schweiß bedeckt, abgeheht, flackernden Blicks im Petersburger Schloß wieder ein und begehrte sogleich die Kaiserin zu sprechen, die eben Gesellschaft hatte. Katharina erschrak, als sie ihn erblickte, erschrak noch mehr, als er meldete, daß der Zar plötzlich gestorben sei. Gestorben an

einem Blutsturz oder an Hämorrhoiden oder an irgend einem Übel, an dem man in Rußland sehr leicht stirbt. — Sie mußte ihm wohl anmerken, daß er nicht die ganze Wahrheit sagte, im Augenblick aber wagte sie nicht nach Einzelheiten zu fragen und erfuhr also erst später, daß Alexei Orloff im Verein mit einigen andern Peter erdroßelt hatte. Erschrocken und ihrer selbst nicht sicher, wie sie war, ließ sie Panin rufen und fragte ihn, was jetzt zu tun sei. Panin, der genau wie Katharina wußte, welche üblen Verdächtigungen die Kaiserin durch diesen jähen Tod preisgegeben wurde, riet ihr, die Katastrophe von Kopscha heute noch geheim zu halten und erst morgen zu veröffentlichen, wenn man alles genau bedacht und erwogen. Katharina fand, daß er recht hatte, ging wieder zu der Gesellschaft zurück, die sie verlassen hatte, und zwang sich mit ihrer großen Selbstbeherrschung Unbefangenheit und gütiges Lächeln ab. Doch während sie abends am Spieltisch sitzt, scheinbar ganz versunken in Kartenglück und -neid, ist's ihr plötzlich, als ob sich die strahlenden Lichter des Saals verdunkelten, und ein Frösteln befällt sie, daß sie nicht wagt, sich umzuwenden. Sie weiß, daß hinter dem Spieltisch, über die Lehne ihres Sessels gebeugt, jetzt das Gespenst in der holsteinischen Uniform steht, das sie nie mehr verlassen wird. —

## 7.

Der Tag, an dem im Kreml zu Moskau der Metropolit das heilige Salböl auf Katharinas Stirn träufelte, ist nicht der erfolgreichste, wohl aber der glänzendste ihres Lebens gewesen. Denn an

diesem Tag wurde das fast unglaubliche Märchen ihrer Jugend laut und feierlich als Evangelium verkündet: die kleine deutsche Prinzessin, in der auch nicht ein Tropfen slawischen Blutes schlug, war jetzt Alleinherrscherin über Rußland. Vergeblich hatte Panin im Interesse des kleinen Paul zuerst nur eine Regentschaft, späterhin eine Regierung, die mit der Mündigkeit Pauls aufhören sollte, angestrebt. Katharina läßt sich, da es um die Macht geht, auf kein Handeln und Paktieren ein. Hat sie doch mit angesehen, wie unsicher und grauenhaft das Los von Regentinnen und minderjährigen Zaren sein kann, und ist darum fest entschlossen, sich vom Exempel der vertriebenen Anna Leopoldowna und des Kindes in Schlüsselburg warnen zu lassen. So wird sie denn ohne jeden Vorbehalt gekrönt, als wäre sie eine Romanow, und ist nun Herrin des Brachlandes, auf das sie achtzehn Jahre lang gewartet hat und über dessen jungfräulichen Boden erst vor einem Menschenalter Peter der Große mit säender Hand schritt, um die Samenkörner westlicher Kultur auszustreuen.

Fünfzehn Jahre zählte Fietchen, als sie von Stettin auszog, und zweiunddreißig, als sie die Krone Rußlands erstritt und empfing. In den Dreißigern pflegen sonst wohl die Frauen langsam den überschwenglichen Träumen Lebewohl zu sagen, lernen an die Wirklichkeit glauben und begreifen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur. Katharina aber — ein seltsames und rührendes Schauspiel! — träumt jetzt ihren ersten Traum. O, nicht ein sentimental-verworrenes Gebilde, in dem Liebe und ein paar Männeraugen die Hauptrollen

spielen, sondern den süßen, berausenden Traum, den fast alle großen Herrscher einmal gesponnen haben, — den Traum von Menschenfreiheit und von Völkerglück. Man hat Katharina so oft nachgerühmt oder auch vorgeworfen, daß in ihrem Charakter, in ihrem Wesen etwas Männliches lag, man hat diese Männlichkeit, je nachdem, in ihrer Willensstärke oder in ihren Ausschreitungen erblicken wollen, und doch offenbart sich das Männliche ihrer Art am klarsten und schönsten darin, daß diese junge Frau, die stets so unromantisch, so ganz auf die Realität der Dinge gestellt war, romantisch und überschwenglich wurde, als sie zuerst Los und Geschick des ihr anvertrauten Volkes bedachte. Es mußte schon ein Großes sein, daß die schwerbewegliche Phantasie dieser Stettinerin entzündete, und groß über alle Maßen war die Aufgabe, die jetzt ihrer harrte. Katharina aber in ihrem fröhlichen Wagemut traut sich zu, alles zu vollenden, was man von ihr und was sie von ihrem Volk erwartet, denn nicht umsonst hat sie Voltaire und Montesquieu gelesen, nicht umsonst hat Rousseau ihr verkündet: „Der Mensch ist frei geboren, und doch liegt er überall in Fesseln.“ Sie wird ihrem Volk Liebe, Wohlstand, Bildung schenken und das höchste von allem, — die Freiheit. So träumt sie mit dem köstlichen Unverstand junger Fürstentöpfe und geht auch unverzüglich daran, ihre Träume in die Wirklichkeit umzusetzen. Sie wäre keine Schülerin moderner Philosophen, wenn sie nicht davon träumte, den Volkswillen zu ehren und in die Macht einzuweißen, und sie wäre keine richtige Herrscherin gewesen, wenn sie nicht begriffe, daß der höchste Ruhm eines Fürsten, eines Landes eine weise Gesetz-

gebung ist. So setzt sich denn diese junge Frau, die Grimm späterhin mit hübschem, bewunderndem Spott die Allerweltschulmeisterin nennen wird, hin und entwirft ein Gesetzbuch, in dem sich neben Absurditäten aller Art auch die für Katharinas Zeit und Reich gewiß nicht gewöhnlichen Worte finden: „Die Völker sind nicht um unsrerwillen da, sondern wir, die Herrscher, um unsrer Völker willen.“ Wie der Entwurf zu Ende gediehen ist, ruft Katharina eine Volksvertretung ein, die ihn beraten soll, denn sie glaubt allen Ernstes, daß eine gesetzgeberische Volksvertretung möglich sei in einem Land, das von Analphabeten wimmelt, in dem selbst die obersten Gesellschaftsschichten nur einen flüchtigen Firnis von Bildung haben, in dem keine blasse Ahnung vom Wesen der Freiheit oder von eingebornen Menschenrechten vorhanden ist, in dem man Leibeigene behandelt wie Sklaven, Menschen kauft und verkauft wie Ware, das, um es mit einem Wort zu sagen, sich noch schlaftrunken in asiatischer Nacht wälzte und erschreckt die blinzelnden Augen vor der Morgenröte westlicher Kultur schloß, die ihm der große Peter so unversehens und heftig hatte aufgehen lassen.

Man kann sich vorstellen, wie der Versuch mit der gesetzgebenden Körperschaft ausfiel. Einzelne Stände und Provinzen schickten überhaupt keinen Vertreter, weil sie gar nicht wußten, was für ein Recht man ihnen da plötzlich zuerkannte, und weil sie es, wenn man ihnen den Sachverhalt erläuterte, lästig und überflüssig fanden, sich um Dinge zu bekümmern, die von jeher vom Väterchen Zar ausgedacht und anbefohlen worden waren. Und die Abgeordneten,

die zusammentraten, waren kaum anderer Meinung, denn sie beschäftigten sich in den langen und zahlreichen Sitzungen mit allen möglichen Nebensächlichkeiten, nie aber mit den Fragen und Interessen, die sie beantworten oder vertreten sollten. Zunächst berieten sie stundenlang, welchen Huldigungstitel man für die Zarin wählen solle, schlugen so lächerliche Byzantinismen vor, daß selbst Katharinas große Eitelkeit (Potemkin riet den Gesandten: „Schmeicheln Sie ihr, Schmeichelei ist ihre schwache Seite!“) angeekelt war, und als dieser für eine gesetzgebende Vertretung nicht gerade würdige Gegenstand erledigt war, hörte Katharina, die ungesehen auf der Galerie der Versammlung anwohnte, daß unter den Herren sich eine eifrige Debatte über — — den Gebrauch einer Frostsalbe entspann! Von dem neuen Geist, mit dem Katharina die Gesetze erfüllen und das Los des Volkes verbessern wollte, verstand diese Vertretung gar nichts und verwarf daher so ziemlich alles, was Erkenntnis und Humanität der Kaiserin in die Feder diktiert hatte. Der Vorschlag, die Tortur abzuschaffen und die Todesstrafe einzuschränken, begegnete dem Jammergeschrei, daß bei so milder Justiz kein Mensch in Rußland mehr seines Lebens sicher sei, und der schöne Lieblingsgedanke Katharinas, den sie schon bei ihrem Einzug in dies Land gefaßt hatte und der sie noch für Jahrzehnte beschäftigen wird — die Aufhebung der Leibeigenschaft —, konnte keinen Anwalt in einer Körperschaft finden, in der eben die Leibeigenen nicht durch einen Abgeordneten vertreten waren. Damals zeichnete Katharina jene Worte voll tiefer Bitterkeit auf, denen man ebenso

sehr die adeligen Empfindungen ihrer Jugend, wie auch schon die Menschenverachtung ihres Alters anmerkt: „Wenn es nicht möglich ist, den Personenstand eines Sklaven anzuerkennen, so ist er also kein Mensch. Nennt ihn also ein Tier, denn damit werdet ihr euch in der ganzen Welt viel Ruhm und den Namen wahrhaft humaner Männer erlangen . . . Das Gesetz der Sklaverei beruht auf einem ehrlichen Vertrag von Tieren für Tiere.“ Schließlich wurde Katharina all dieses Unverständes und dieser Verschleppungen müde, und die Volksvertretung endete, wie seitdem in Rußland die Volksvertretungen noch manch liebendes Mal geendet haben: sie wurde unter einem billigen Vorwand heimgeschickt. Viele der Abgeordneten hatten schon gleich zu Beginn der Sitzungen das goldene Abzeichen, das sie in ihrer Eigenschaft als Deputierte tragen sollten, um bares Geld verkauft, und die andern, die es bis jetzt noch behalten hatten, durften es nun mit ruhigem Gewissen dem Trödler geben, denn trotz aller schönen Versprechungen, die man ihnen mit auf den Heimweg gab, wurden sie nie mehr zusammenberufen . . .

Katharina war zunächst wohl etwas enttäuscht über dies klägliche Ende ihres Traumes vom souveränen Volkswillen, aber klar, resolut und fröhlich, wie sie immer gewesen, begriff sie schnell, daß es gar viele Methoden gibt, um Glück zu spenden, und weil sie trotz aller augenblicklichen Humanitätsgefühle sehr gern herrschte und befahl, wurde es ihr nicht schwer, neue Versuche mit der Kultivierung ihres weiten Brachlandes zu machen, Furche auf Furche in den jungfräulichen Boden zu

ziehen, ihn mit frischen Geistesquellen zu überrieseln, die er durstig einschluckte, wenn er auch nicht imstande war, alles aufzunehmen und zu behalten, was die Hand der Kaiserin über ihn hinströmen ließ. Denn dies ist das Charakteristische für Katharinas ganzes Wesen, daß sie alles, was sie will, sehr gründlich will und daß sie, als richtige Deutsche alten Stils, Arbeit, Bildung und Wissenschaft gar nicht hoch genug anschlagen kann. In diesen Seiten ihrer Persönlichkeit durchaus und unerschütterlich deutsch, hat sie auch einen großen Teil ihrer Kulturarbeit durch deutschen Geist und deutsche Hände vollenden lassen, und wie wichtig sowohl ihr eigenes Deutschtum wie das von ihr zum Werk berufene war, dafür sprechen wohl am besten die Worte Balizewits, dem man sonst, weiß Gott, keine Deutschenfreundlichkeit vorwerfen kann: „Hüten wir uns, zu schlecht von den Deutschen zu sprechen, wie man es heute nicht ungern in Rußland tut. Ganz zu Unrecht spricht man so von ihnen, denn niemand anders als die Deutschen sind es, die das heutige Rußland gemacht haben. Jawohl, dieses verwaltete, zivilisierte, dem Handel und der Industrie erschlossene Rußland, das Europa allmählich kennen lernt, die Deutschen sind es, die es mit ihren fleißigen Händen gemodelt haben. Sie haben Straßen gebaut, Kanäle gegraben und die Schulen bevölkert. Als Lohnarbeiter, jawohl, als Leute, die man bezahlt und wieder heimschickt, wenn man sie nicht mehr braucht, mag sein! Aber da man ihnen ihr Entlassungszertifikat aushändigt, muß man auch gerecht genug sein, die Dienste aufzuzählen, die sie geleistet haben. Und dann gab es in diesem

weiten Slawenland unter der Regierung Katharinas eine mächtige Persönlichkeit deutschen Ursprungs: sie selbst. Dies jemals zu vergessen wäre eine seltsame Ungerechtigkeit gegen sie und gegen ihr Heimatland.“

Mit ihrer Gründlichkeit, ihrem Willen zum Fortschritt und mit dem großen Glauben an sich und an Rußland, lebt Katharina nun für Jahre dem friedlichen Teil ihres Herrscherprogramms: der Kulturarbeit. Da die Volksvertretung versagt hat, wird Mütterchen Zarin wieder allein die Zügel führen, und sie tut es wahrhaftig nicht schlechter als der große Peter, dem sie in gewissen Zügen so ähnlich ist, obschon kein Tropfen seines Blutes in ihren Adern fließt. Die Tortur wird nun doch abgeschafft, auf den von Peter III. eingezogenen Kirchengütern werden etwa 1 000 000 Leibeigener gegen ein geringes Lösegeld befreit, Städte und Kanäle werden gebaut, öde Strecken Landes in Ackergut verwandelt, Handels-, Artillerie- und Genieschulen werden errichtet, Volksschulen geplant; Akademien für Bergbau und schöne Künste wachsen neben Universitäten empor, und den Findelhäusern gesellt sich ein Stift für junge Damen, von dem Katharina vielleicht träumt, daß es dereinst Saint-Cyr gleichkommen sollte, und von dem die Landgräfin Karoline von Hessen ausführlich und entzückt an ihre Mutter berichtet und mit den Worten schließt: „Kaum irgend etwas anderes hat mir einen so starken Eindruck gemacht, wie diese Gründung, — die künftigen Generationen werden einst den Nutzen davon haben.“ Dies Stift war insofern bemerkenswert, als es nicht nur für adelige Fräulein

berechnet war, sondern auch in besonderen Abteilungen bürgerliche Mädchen erzog und alle, ohne Unterschied, nicht nur in geistigen oder künstlerischen Lehrfächern unterrichtete, sondern auch in allen Hausarbeiten unterwies, vom Waschtrog angefangen bis zu den Vollendungen der Küche. In diesem Punkt war das Fräuleinkloster Katharinas dem Prinzessinnenstift der Frau von Maintenon weit überlegen, denn es verkörperte schon den modernen Gedanken, der aus der Frau nicht nur eine Salonpuppe machen will, sondern auch ein Wesen, das seinen eigensten Bezirk gründlich versteht. Allerdings war es peinlich, daß späterhin die Klassen dieses Stifts die wechselnden Günstlinge Katharinas zum Geburtstag überschwenglich beglückwünschen, ansingen und mit Handarbeiten beschenken mußten, aber das, was wir heutzutage Moral nennen, stand ja an allen Höfen rundum nicht hoch im Preis, und auch „die große Landgräfin“ hatte offenbar an dem Stift nichts auszusetzen.

Unermüdtlich arbeitet Katharina an der Wohlfahrt ihres Reiches, und der Frieden, der dem Siebenjährigen Kriege folgte, begünstigt alles, was sie unternimmt. Wohl hat nicht sie, sondern Peter III. damals diesen übereilten und unpopulären Frieden mit Preußen geschlossen, aber Katharina hält ihn aufrecht, obgleich ihre Sympathien für Herrn Friedrich sehr gering sind und sie gelegentlich mit Emphase vom „preußischen Joch“ spricht. Gleichviel, ob sie diesen Frieden aus Staatsflugheit hält oder aus persönlichen Gründen (es heißt, daß sie im Nachlaß Peters III. einen für sie ungemein schmeichelhaften Brief des Preußenkönigs gefunden habe!),

das Land darf nach Jahren der Schlachten und des Blutes wieder aufatmen, lernt wieder Pflug und Egge höher achten als das Schwert. Hoch stehen die Saaten in reichen, schwankenden Halmen, versprechen üppige Ernten, wachsenden Wohlstand des Landes, und neue Träume, die der Kopf der Herrscherin jetzt nach Osten hin spinnt, verheißen einen Gewinn und einen Ruhm, vor dem über ein kurzes Europens Völker sich staunend verneigen werden. Beglücktes Land, das in erntereichem Frieden seine Erhöhung erwarten darf, beglückte Frau, die über dies kindliche Land herrscht und ihm die Kränze vorbereiten darf, von denen seine Naivität nichts ahnt. Doch über die prangenden Saaten fällt es plötzlich wie ein langer, dunkler Schatten, daß das Volk sich in abergläubischer Furcht und abergläubischer Hingebung zitternd zusammendrängt, und die Kaiserin am Spieltisch erblaßt und mit forcierter Heiterkeit ihre Karten auswirft, weil sie weiß, daß, allen sichtbar, hinter ihrem Sessel wieder das Gespenst in der holsteinischen Uniform steht . . . —

Es ist nicht anzunehmen, daß Katharina sich jemals mit Reue über die Bluttat von Kopscha quälte, zudem sie ja nie eingestanden hat und auch kein vollgültiger Beweis vorliegt, daß sie im wahren Sinn des Wortes eine Mitschuldige Alexei Orloffs war. Über den Erdrosselten wäre sie wohl ruhig, ohne fieberisches Herzklopfen weggeschritten, über den Verdacht aber, der seit dem Tage von Kopscha bis über ihren Tod hinaus auf ihr lag, ist sie niemals, oder wenigstens sehr lange nicht, hinweggekommen, hat sich jahrzehntelang hartnäckig



gegen die Unschuldigung des Mordes verteidigt und doch nicht einmal, nicht ein einziges Mal das überzeugende Wort, den unwiderstehlichen Aufschrei der beleidigten Unschuld gefunden, die jede Anklage entkräftet und ihr selbst die Mafellosigkeit des Namens zurückgegeben hätten. Vielleicht hat sie wirklich den Mord weder mit Alexei beredet noch ihn angeordnet, vielleicht ist ihre Mitschuld nur eine passive gewesen (Friedrich der Große schreibt ja zwanzig Jahre nach der Ermordung Peters, daß seiner Überzeugung nach die Kaiserin nichts gewußt habe und von den Tatsachen überrascht worden sei!), vielleicht existierte kein Dokument und keine Aussage, die sie endgültig hätten belasten können, — aber bei sich, in ihres Herzens Herzen wußte sie, daß sie die Blutprobe nicht bestehen konnte, daß sie nicht an diesen Leichnam treten durfte, sollten nicht vor den Augen des entsetzten und höhrenden Europas die Wunden aufs neue bluten. Weil vielleicht ihre Hand, nicht aber ihre Seele rein geblieben war von der düstern Tat, fand sie niemals das Wort und die Kraft, die jeden Verdacht zu Boden schlagen konnten, und weil sie hier schwach bleiben mußte, schlich ihr das Gespenst überall nach, spukt in ihren Schlössern, schürt im Volk immer wieder den Aufbruch, schleudert ihr durch den Mund fremder Witzbolde böse Worte ins Gesicht, vergiftet die Phantasie des kleinen Paul, bis es nach ihrem Tode durch den Sohn eine glänzende und schaurige Genugtuung erfährt für das, was ihm durch die Frau geschehen war.

Katharina wehrte sich gegen das Gespenst, so gut sie konnte und mit allen Mitteln, die ihr zu

Gebote standen. In den Jahren 1763 bis 1774 treten sieben verschiedene falsche Peter auf, von denen fünf unter der Knute oder auf dem Richtblock endeten, unter den letzteren auch der berühmte Pugatscheff, dem es gelungen war, nicht nur einen mächtigen Anhang, sondern auch ein Heer von 15000 Mann zu sammeln und den Thron der Stettinerin ernstlich zu bedrohen. Zwei anderen gelang es zu entkommen und in Verschollenheit zu enden, und so konnte Katharina nach etwa einem Jahrzehnt annehmen, daß sie vor fremden, jäh auftauchenden Kronprätendenten sicher war, um so sicherer, als kurz nach ihrem Regierungsantritt der Jüngling in Schlüsselburg von seinen Wärtern, gemäß einem alten Befehl der Zarin Elisabeth, in eben dem Augenblick niedergemacht wurde, da sich eine Gruppe Verschworener für ihn und sein Thronrecht erhob. Den jungen Ivan und alle Betrüger, die sich als Peter III. ausgaben, konnte man auf diese oder jene Weise ins Jenseits befördern, — was aber kann man gegen das Gespenst machen, wenn es nicht als Betrüger auftritt, wenn es in Paris sitzt und dort die öffentliche Meinung macht oder fälscht? Katharina, die kluge, in gewissem Sinn moderne Realistin, weiß ja ganz genau, was die öffentliche Meinung für ein Ding ist, begreift sehr gut, daß man mit ihr alles und nichts ohne sie wagen darf. Und sie, die Deutsche, die jetzt eben den russischen Thron usurpiert hat, die über den Gatten hinweggeschritten ist und den Sohn beiseite gedrängt hat, sie, die mit ihrem rasch wachsenden Ehrgeiz den eigenen Namen und Rußlands Größe bis an die Sterne tragen will, sie braucht jetzt das

Wohlwollen, den Beifall der öffentlichen Meinung mehr als irgend ein anderes gekröntes Haupt. Ist es da nicht zum Verzweifeln, daß Rulhière, der gerade zur Zeit des Thronwechsels der französischen Bottschaft in Petersburg attachiert war, in den Pariser Salons ein Memorandum zirkulieren läßt, in dem er genau schildert, wie Zar Peter starb? Was kann man gegen ihn tun? Und was kann man gegen d'Alembert tun, den sie als Erzieher für den kleinen Paul haben möchte und der diese Berufung nicht nur ablehnt, sondern die Ablehnung seinen Freunden auch noch boshaft motiviert: „Ich denke nicht daran, nach Rußland zu gehen. Dort stirbt man ja plötzlich an Hämorrhoiden, und ich leide daran!“

Nun, Katharina hätte nicht die Tochter einer Handelsstadt sein und nicht zwanzig Jahre lang am russischen Hofe gelebt haben müssen, wenn sie nicht geglaubt hätte, daß man alles auf der Welt mit Geld abmachen oder kaufen kann. Darum ließ sie zunächst Herrn von Rulhière eine beträchtliche Summe für sein Memorandum bieten, für die er jedoch höflich dankte. Er ließ sich weder sein Manuskript, noch seine Meinung, noch das Interesse abkaufen, das sämtliche Pariser Salons für seine Petersburger Indiskretionen bezeugten, und weil auch d'Alembert den schönen Posten, den sie ihm angeboten hatte, offenbar nicht hoch einschätzte, so begann Katharina zu merken, daß die deutsch-russische Plumpheit in Geldangelegenheiten bei feineren Geistern nicht am Platze war, daß die Herren in Paris zwar ebenfalls Geld, viel Geld haben wollten, aber nicht blank auf den Tisch gezählt, sondern in

hübsche und geistreiche Utrappen versteckt. Da beginnt denn Katharina jenen großen und intensiven Briefwechsel mit den Dichtern und Philosophen der Enzyklopädie, der um die Kaiserin jenen geistigen Nimbus webte, den sie wohl gar nicht oder nur in zweiter Linie erstrebt hat. Denn gleichviel, ob sie an Voltaire oder an Diderot oder an d'Alembert oder an die Geoffrin oder an die Bielle nach Hamburg schreibt, — niemals oder fast niemals ist es ihr um einen rein menschlichen Austausch von Gedanken und Empfindungen zu tun, immerfort schreibt sie zum Fenster hinaus, teilt in ihren Briefen scheinbar vertraulich oder nebenbei mit, was doch die ganze Welt sobald wie möglich erfahren soll, und richtet sich so ihre Adressaten zu einer Art offiziellem Preßbüro ab. Neben der Verkündigung ihrer neuesten Entschlüsse, Gedanken und Taten empfangen die Pariser auch noch überschwengliche Schmeicheleien und, unter allen möglichen Vorwänden, ansehnliche Geschenke und Dotationen; als Quittung erfolgt ein Hagelwetter von Byzantinismen, von denen die Semiramis des Nordens noch nicht der ärgste ist. Besonders Voltaire, der ja schon die verstorbene Zarin mit Elisabeth von England verglichen hatte, rast geradezu in Dithyramben, wenn er an die Kaiserin schreibt, der er nebenbei natürlich als guter Geschäftsmann auch Genfer Uhren verkauft. So schreibt er denn wohl auf der ersten Seite: „Statt mich mit tiefem Respekt zu unterzeichnen, bete ich vielmehr zu den Füßen Ihrer Majestät an. Der Priester ihres Tempels“, und auf der dritten: „Die Preise werden Sie über ein Drittel wohlfeiler finden als in England, und doch

hat man an der Arbeit nichts fehlen lassen.“ Ein andermal, da er sich über den Befehlswurf der Kaiserin äußern soll, heißt's: „Enkurg und Solon würden Ihr Werk unterzeichnet haben und vielleicht nicht imstande gewesen sein, es zu liefern.“ Wenn die Orloffs sich impfen lassen, jubelt der Philosoph von Ferney sie an: „Der Herr Graf Orloff geht auf die Jagd, nachdem er sich die Blattern hat einimpfen lassen. So würde Scipio verfahren sein. Alle die Grafen Orloff sind Helden . . .“ Wenn Katharina späterhin Schlachten gegen die Türken gewinnt, greift Voltaire in die Saiten: „Ihre kaiserliche Majestät geben mir das Leben wieder, dadurch, daß Sie es den Türken nehmen.“ Und: „Sie sind gebenedeit unter allen Kaiserinnen und allen Frauen“, und noch aus dem Grab heraus will er auf das Trapez seiner Lobhuderei hüpfen und rufen: „Ich, Voltaire, in Ferney begraben, bete Ihre kaiserliche Majestät als meine Heilige an und rufe: ‚Ehre sei Ihr in der Höhe!‘“

Man kann sich denken, daß er soviel Anstrengungen nicht umsonst machte und daß Katharina ihm nicht nur zahllose Uhren abkaufen, sondern auch immer wieder das Grundmotiv variieren mußte: „Ihre Verse und Ihre Prosa werden nie übertroffen werden. Ich sehe sie als das non plus ultra der französischen Literatur.“ Man kann sich auch vorstellen, wie sie beide spöttisch gelächelt haben müssen, wenn sie diese amüsanten Charakterlosigkeiten stilisierten und die Wirkung auf den Empfänger berechneten, eine Berechnung, die nie trog, weil sowohl Katharina wie Voltaire von geradezu kindischer Eitelkeit besessen waren.

Mit einem einzigen ihrer französischen Korrespondenten ist der Ton nicht auf offiziöse Weiterverbreitung und auf gegenseitige Beweihräucherung gestellt, — mit Friedrich Melchior Grimm. Dieser Regensburger Bürgersohn, der auch in Paris seinen deutschen Geist nie völlig verleugnen konnte und durch die „Korrespondenz“, die er herausgab, allen Höfen unentbehrlich war, flößte der Zarin entschieden mehr Vertrauen und auch freundschaftlichere Empfindungen ein als die französischen Herren, deren Rasse sie ja stets geringschätzte. Vielleicht gefiel ihr das Deutsche in Grimm, vielleicht auch, daß er, der zeit lebens ein ungeheurer Adelsnob war, sich ihr anschmiegte wie ein Hündchen und gar keine Gegenleistung an Schmeicheleien verlangte. Mit himmlischer Ergebung nimmt er ihre raschwechselnden Impressionen und Improvisationen entgegen, erfährt heute, daß sich Katharina an Pfirsichen den Magen verdorben hat, morgen, daß sie ihren Sohn verheiraten will, übermorgen, daß ihr Lieblingshund krepirt ist, am vierten Tag, daß sie einen Feldzug plant, und am fünften, daß Marie Antoinette zu viel lacht . . . „Mon souffre-douleur“ — „mein Sündenböcker“, nennt ihn Katharina scherzhaft in ihren Briefen, spöttelt wohl auch gelegentlich über ihn, daß sie sich gar nicht denken könne, wo er all die Hoheiten auftreibt und ausgräbt, vor denen er scharwenzelt, ist aber aufrichtig besorgt, wenn sie in seinen Briefen irgend einen Kummer oder gar Krankheit wittert, und verträgt sich sogar bei seinen wiederholten Besuchen in Petersburg glänzend mit ihm, während Herrn Diderots gallische Unmaßung dort ein Fiasko erlebte, so daß Voltaire, trotz der

dringenden Einladungen Katharinas, es für geraten hielt, ihnen niemals zu folgen.

Die Briefe Katharinas, soweit sie nicht von offiziellen Formen gebunden sind, spiegeln deutlich ihre ganze Persönlichkeit wider. Sie sind durchaus nicht das, was man geistreich nennt, aber natürlich, frisch, mit treffenden Gedanken und einem gewissen derben Humor durchsetzt, der ein wenig an die liebe Bieselott' von der Pfalz erinnert. Freilich nur ein wenig, denn sie entbehren der Güte und Herzenswärme, die man durch alle groben Worte und Schimpfereien der Palatine durchspürt, verraten vielmehr, was so seltsam anmutet, daß von Katharina wohl Flamme und Lohe, niemals aber, oder wenigstens nicht in ihren jungen Jahren, Frauenwärme ausging. So ist es ihr möglich, gelegentlich in Briefen selbst den Verlust Potemkins, ihres langjährigen, siegreichen Freundes, mit einem burschikosen Wort zu glossieren („wahrhaftig, der Fürst Potemkin hat mir mit seinem Tod einen schönen Streich gespielt!“), und man glaubt ihr aufs Wort, daß sie sich beim Tode ihrer ersten Schwiegertochter nach kurzer Zeit gewaltsam zusammenraffte: „denn ich sagte mir, wenn ich mich gehen lasse, so liegen alle auf der Nase.“ — Ihr altes Prinzip, daß der Mensch lustig sein müsse, behält eben immer die Oberhand, kann sie leicht behalten, denn Katharina wird immerfort ein hinreißendes Temperament, niemals aber ein hinreißendes oder hingerissenes Herz besitzen. Wer aber wollte es wagen, sie darum zu schelten! Von der Mutter seit ihren Kindertagen kalt, wenn nicht gar hart behandelt, vom Mann mit Lieblosigkeiten und Roheiten gequält, vom

eigenen Kind getrennt, kaum daß sie es in Schmerzen geboren hatte, seit Jahrzehnten darauf angewiesen, jedes bißchen Zärtlichkeit und Freude auf Schleichwegen bei fremden Leuten zu erraffen, stand sie in ihres Lebens Hochsommer da mit einem Herzen, aus dem jede Empfindung gewaltsam ausgerissen, jede zarte Regung grausam ausgebrannt worden war, daß es nichts mehr zu kennen scheint als seltsame Triebe, die sich bald um diesen, bald um jenen ranken, ohne jemals im tiefsten Wesen dieser Frau zu wurzeln. Spät erst, da sie schon an den Gletschern des Alters hingehet, beginnt dies mißhandelte und verhärtete Herz sich zu erschließen und verströmt für die Entkinder jene grenzenlose, leuchtende Liebe, die im Leben anderer, kleinerer Frauen dem geliebten Manne gehört.

Seltsam kontrastiert mit diesem Mangel an wahrhafter Güte ihre äußere Freundlichkeit, die auch dem letzten Diener gegenüber nie versagt und die man zu Unrecht als Falschheit oder berechneten Effekt deuten würde. Ihre Freundlichkeit ist eben nicht ein Impuls des Herzens, sondern ein Impuls des Kopfes, der Ausdruck ihres Respekts vor der eingeborenen Menschenwürde, an die sie immer noch glaubt, so wenig sie auch davon in ihrer Umgebung zu sehen bekommt. So wird sie betreten und schamrot, wenn alte Generäle sich nach orientalischer Art vor ihr niederwerfen und mit der Stirn die Erde berühren, so verlangt sie von keinem ihrer Dienstleute jemals irgend etwas, ohne hinzuzufügen: „ich bitte“, oder „sei so gut!“, und gesteht lachend, daß ihre Köche sie tyrannisieren. (In Petersburg weiß man auf allen Botschaften, daß man nirgendwo so schlecht

speißt, wie bei der Zarin!) Ihrer Kammerfrau, die sich täglich beim Morgendienst verspätet, hält sie immer die gleiche Strafpredigt: „Ja glaubst du wirklich, daß das immer so weitergeht?! Paß nur auf, du wirst heiraten, und dann ist der Teufel los! Meinst du denn, daß sich ein Mann so viel Unpünktlichkeit gefallen läßt wie ich?!“ Nicht einmal dem Diener, der ihr die Schreibfedern zurecht schneiden muß, sagt sie ein hartes Wort, wenn er vergißt, ihr neue auf den Schreibtisch zu legen, benützt geduldig die alten, fragigen, bis er sich endlich seiner Pflicht erinnert und frische Kiele bringt. Wieviele Federn der lässige Lafai wohl im Laufe der Jahre für die Kaiserin zurechtgeschnitten haben mag? Vermutlich Legion über Legion, denn Katharina war eine der schreibseligsten Frauen, die es je gegeben hat. Sie korrespondierte ja nicht nur mit den Enzyklopädisten und anderen bedeutenden Persönlichkeiten Frankreichs und Deutschlands, sondern unterhielt natürlich auch einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den verschiedenartigsten Höfen. Daneben aber ist sie auch noch schriftstellerisch tätig, schreibt ganz hübsche, von ihrem derben Humor durchwehte Komödien, die aber keineswegs einem literarischen Bedürfnis entspringen oder ein solches befriedigen wollen, denn wirklich literarisch ist Katharina nie gewesen. Sie hat von Goethe und Schiller genau so wenig gewußt wie Friedrich der Große, und wenn sie späterhin fand, daß die Franzosen keinen Dichter hätten, den sie Wieland an die Seite setzen könnten, so entsprang solches Urteil vielmehr der Opposition gegen „die armen Leute“, als einer besonderen Wertschätzung des deutschen Dichters.

Sie schrieb Stücke, nicht um zu unterhalten, sondern um zu belehren, um den Aberglauben, den mystisch-symbolistischen Hofus-Pokus zu verhöhnen, der gerade in slawischen Gemütern immer fruchtbaren Boden findet und gegen den sich die klare, freigeistige Stettinerin zeitlebens mit Händen und Füßen sträubte. Ihre große Verachtung für den Nachfolger Friedrichs des Großen hängt zweifelsohne mit dessen spiritistischen Neigungen zusammen, und als der dicke Wilhelm sich einmal Christus herbeschwören ließ, schrieb die Kaiserin in ihrer derben Art an Grimm: „Wissen Sie wohl, daß diese Zusammenkunft mit Jesus Christus mich so unterhalten hat, wie schon lange nichts mehr auf der Welt? Wenn ich den Juden kennen lernen könnte (denn sicher war's ein Jude!), der den Heiland gespielt hat, so würde ich gerne sein Glück begründen und nur die eine Bedingung stellen: daß er bei einer zweiten Zusammenkunft dem König eine gehörige Tracht Prügel applizierte und zwar in meinem Namen.“ Und weil sie mit ihrer ganz auf die Wirklichkeit gestellten Art schnell begreift, daß die Presse ein Hauptfaktor für die Aufklärung und geistige Hebung eines Volkes sein kann, arbeitet sie sogar journalistisch an dem Blatt mit, das Nowikoff herausgibt, ist zeitweise sogar dessen anonymes Chefredakteur.

So vergehen die Jahre in rastloser Tätigkeit, und vor dem immer heller strahlenden Glanz, der sich um Rußlands Thron breitet, scheinen die schattenhaften Umrisse des Gespenstes in der holsteinischen Uniform sich mehr und mehr auflösen zu wollen. Nur wenn man sieht, wie die Orloffs nach einem kurzen Scheinprozeß immer höher steigen, immer

verschwenderischer mit Reichtümern überschüttet werden, dann denkt man wohl daran, daß die kaiserliche Frau diesen Männern noch mehr vergelten will, als die morgendliche Wagenfahrt vom Juni 1763, bei der Alexei der Kutscher war. . . Nur das Höchste, was sie begehren, was insbesondere der geschickte und ehrgeizige Alexei für den schönen Gregor begehrt — die Heirat mit Katharina — erreichen sie nie. Gewiß, sie liebte Gregor durch zehn Jahre, ließ sich von ihm Unarten und Frechheiten gefallen, die kaum eine andere Frau ertragen hätte, aber ihn heiraten — —? Sicher hat sie niemals ernsthaft daran gedacht, wenn sie auch aus guten Gründen nicht wagte, den Orloffs irgend etwas rundweg abzuschlagen. Vermutlich hat sie im Innern gelacht über die Vorstellung, daß ein Gardeleutnant mit ihr den Thron teilen sollte, den sie nicht einmal mit dem angestammten Zaren hatte teilen wollen, und sie staunte wohl bei sich über die Begriffstüchtigkeit Bestuscheffs, der seit ihrem Regierungsantritt wieder bei Hof erschien und meinte, ihr einen Gefallen zu tun, wenn er soviel wie möglich für diesen Heiratsbund sprach und arbeitete. Nein, die kaiserliche Witwe, die zwanzig Jahre lang das Ehejoch Peters III. trug, braucht keinen Heiratsvermittler und keinen Gatten mehr! Sie hat sich einen himmlischen Bräutigam, den Ruhm, erwählt, und wenn Gregor nicht mit dem zufrieden ist, was sie ihm gibt, so — — O, sie ist viel zu klug, trotz gelegentlicher Ausbrüche, die sie jetzt zuweilen ihrem Temperament gestatten darf, immer noch viel zu beherrscht, zu vorsichtig, um klar auszusprechen, was dies „so“ bedeuten soll oder kann. Sie fängt an, mit Gregor

und seinen Brüdern ein ähnliches Komödienpiel zu spielen, wie 200 Jahre früher Elisabeth von England mit ihrem schönen Leicester spielte, scheint selbst die unlösliche Vereinigung mit dem Beliebten sehnlich zu wünschen und greift doch, wenn auch äußerlich zögernd, jedes Hindernis begierig auf, das sich dazwischen stellt. Welch ein Glück, daß schließlich Panin das Wort spricht: „Frau Orloff kann niemals Zarin sein“, und daß zum Schluß sogar die Armee murrend und konspiriert, weil sie nicht einen ehemaligen Kameraden als Zaren über sich gesetzt sehen will. Mütterchen Zarin ist zwar sonst, wie wir gesehen haben, gegen Verschwörer nicht gar so nachgiebig, diesmal aber behalten die Unzufriedenen Recht, vermutlich, weil Katharina selber zu ihnen gehörte. . Alexeis Plan muß an Panins Worten scheitern, und Gregor verschwindet allmählich vom Schauplatz, um späterhin eine Liebesheirat mit einem lungenkranken Fräulein zu schließen und in Irrsinn zu enden. Dann erscheint der junge Potemkin, küßt mit der Blut seiner slawischen Phantasie Träume zur Wirklichkeit wach, die in Katharinas Kopf sich seit langem regten, läßt die Trommeln rühren und die Kanonaden der Türkenkriege erdröhnen. Alles Vergangene scheint unterzugehen im Sturm einer neuen Leidenschaft, im Gewühl der Schlachten und im Hosiannah berauscher Siege. — — Da öffnet sich aber die Türe, die zu den Gemächern des jungen Großfürsten führt, und entsetzt, haßerfüllt starrt die Kaiserin auf den Jüngling, der ihr von dort entgegen tritt. Das Gespenst in der holsteinischen Uniform geht wieder um, nur trägt es nicht mehr die Züge ihres Mannes, gleicht

vielmehr dem Sohne, heißt nicht mehr Peter, sondern Paul.

## 8.

Im Jahre 1764 hatte Katharina es durchgesetzt, daß durch ihren Einfluß Stanislaus Poniatowski, ihr Jugendflirt, zum König von Polen gewählt worden war. Zu dieser Anteilnahme an seinem Schicksal bewog sie wohl ein wenig die Erinnerung an vergangene Zeiten, in der Hauptsache aber das Bestreben, Österreich und Preußen gegenüber die Wagschale zu halten und immer wachsenden Einfluß auf dies tragische, zum Untergang bestimmte Polen zu gewinnen. Denn schon erwachte der Landhunger in ihr, das Expansionsbedürfnis, dem die alte Heimat trotz ihrer weiten, noch unbebauten Strecken nicht mehr genügte und das neue Provinzen, neue Menschen begehrte. Geschickt wühlte und intrigierte Katharina, bekämpfte mit russischer Waffengewalt die polnische Bar-Konföderation, die sich gegen Poniatowski erhob, kam in den gewiß nicht ungerechtfertigten Verdacht, Aufstände in Montenegro und in der Walachei anzuzetteln, so daß die Pforte, die mit Unbehagen die russischen Erfolge ansah, den Bar-Konföderierten Gehör gab und der Zarin den Krieg erklärte.

Katharina nahm die Herausforderung fröhlich entgegen. War fröhlich nicht nur ihrem alten Prinzip zuliebe, sondern auch weil der Krieg mit den Türken den kühnen Phantasien entsprach, die sie nach dem jähen Scheitern des Volksbeglückungstraumes zu weben begann. Nach Osten vorzudringen ist ihr Traum, wie es der Traum Peters

des Großen gewesen ist, und wie ihm, wie jedem heißen und verwegenen Slawenkopf schwebt auch ihr als letztes Ziel die Eroberung Konstantinopels vor. Unklar und vielleicht noch befangen schwankt dies alles in ihrem Hirn, das stets zu nüchtern war, um romantische Mädchen- oder Frauenträume zu spinnen, das die Blut der Einbildungskraft, den Sprung vermessener Gedanken nur findet, wenn es sich um große Dinge und große Schicksale handelt.

Die Türkei stand damals noch in der ersten Reihe der Großmächte, verfügte über eine ansehnliche Flotte und konnte daher ihres Sieges ziemlich sicher sein, zudem Katharina von der Kriegserklärung überrascht worden war und keine Zeit mehr hatte, Heer und Geschwader entsprechend vorzubereiten. Wohl genoß noch von früheren Schlachten her der russische Soldat den Ruf der Tüchtigkeit und Unermüdllichkeit, aber dieser Ruf war auch das Beste an ihm, denn da Katharina in den wenigen Jahren seit ihrer Thronbesteigung noch keine Zeit zur Reorganisation der Armee gefunden hatte, so hat Waliszewski wohl Recht, wenn er berichtet: „Die Regimenter waren keineswegs vollbesetzt, die Kavallerie besaß schlechtes Pferdmaterial, die Artillerie eine elende Ausrüstung, die Verwaltung befand sich in größter Unordnung, die Equipierung war jämmerlich. Das Schießpulver bestand gemeinhin aus einer Mischung von Stoffen, von denen einer schwerer explodierte als der andere.“ Was die Flotte anlangt, so hatte Katharina selbst im Jahre 1765 gelegentlich einer Flotteninspektion auf der Newa darüber einen tragikomischen Bericht an Panin geliefert: „Wir haben eine so gute Fahrt gehabt,

daß wir am Morgen unserer Abreise von Petersburg, um 8 Uhr früh, die Flotte in Sicht bekamen. Dies mögen Sie meinem Großadmiral mitteilen und ihn zugleich meiner Sympathie versichern. Was Sie aber für sich behalten sollen, und was Ihnen nicht weniger Mißvergnügen bereiten wird als mir: wir haben Schiffe im Überfluß, aber wir haben keine Flotte und keine Seeleute.“ Und sie schließt ihren mit einem gewissen Galgenhumor verfaßten Bericht über die zahllosen Verstöße und Dummheiten des Admirals und seiner Kapitäne mit den Worten: „Sie sahen ungefähr aus wie die holländischen Fischerflottillen, die alljährlich auf den Heringsfang ziehen, nicht aber wie eine Kriegsflotte.“

Katharinas heitere Zuversicht wird aber durch solche Kleinigkeiten nicht gestört. Sie improvisiert diesen Krieg ungefähr ebenso, wie sie fünf Jahre früher ihren Staatsstreich improvisiert hat, und wie damals entzündet sich auch jetzt wieder alles an ihrem flammenden Temperament, werden alle rundum fortgerissen von ihrem unwiderstehlichen Willen und ihrem Glauben an sich und an die Größe Rußlands. Die dezimierten, elend ausgerüsteten und mit versagendem Schießpulver versehenen Regimenter schlagen die Türken am Pruth und am Kagul, erobern die Moldau wie die Walachei, und die Heringsflottille erscheint plötzlich drohend im Archipel, geführt von Alexei Orloff, der nie zuvor in seinem Leben Dienst auf einem Kriegsschiff getan hatte, und erringt den großen Sieg von Tchesme, der die türkische Flotte vernichtet. Und hinter ihren Generälen und Admirälen steht voll Spannung und

Ungeduld die Zarin, drängt voran, bittet, ermahnt, feuert an, denn da drüben, im feindlichen Lager, hinter den Seidenzelten des Großwesirs und der Paschas mit den sieben Roßschweiften, da wartet ja auf Katharina der himmlische Bräutigam, den sie ersehnt, — der Ruhm. Vor ganz Europa wird er sie mit seinen Flammeküssen herauschen und ihr aus den zerborstenen Schiffsrippen der Türkenflotte die erste Staffel zur Unsterblichkeit bauen. Voran, meine Helden, voran! Zwar wissen am Petersburger Hof nicht alle Menschen, warum eine Seestadt einen Hafen haben muß, und über die Länge einer Seemeile hat niemand, auch nicht Katharina, eine annähernd klare Vorstellung, — aber was Landeroberungen und Seesiege sind, das wissen alle ganz genau, und die Tedeums für gewonnene Schlachten wollen gar kein Ende nehmen, so daß Herr Friedrich von Preußen in seiner spöttischen Art an die große Landgräfin schreibt: „Wenn das göttliche Wesen jemals mit Dankgottesdiensten übermüdet worden ist, so geschah es sicher in diesem Kriege.“ Laß ihn ruhig spotten, siegreiche Katharina, und laß die andern, die Mißgünstigen raunen, daß du alle Erfolge nur dem Glück, dem unberechenbaren Glück zu danken hättest. Ja gewiß, du hast gar oft in deinem Leben Glück gehabt oder das, was man so nennt, und hast diese Begünstigung durch scheinbar Unberechenbares auch nie abgeleugnet! Aber was dir lächelte, war immer nur das Glück der Kühnen, der Zielbewußten, die entschlossen sind, eher sich selbst aufzugeben, als den eigenen Willen. . . Dies Glück allein ist's, das ihr durch den endlichen Friedensschluß mit der Türkei das Schutzrecht über



Moldau und Walachei und den Besitz von fünf Türkenstädtchen zusichert, neben der freien Schifffahrt in türkischen Meeren und Meerengen und einer Kriegssentschädigung von viereinhalb Millionen Rubel. Außerdem wurde in dem Vertrag die bereits durch Dolgorucki eroberte Krim für unabhängig von der Pforte erklärt, ein Paragraph, der Katharina wohl die allergrößte Freude bereitete, weil sie bei sich doch schon genau wußte, wie sie die sogenannte Unabhängigkeit d. h. die Vogelfreiheit dieser köstlichen Küste sich zu eigen machen wollte.

Ruhm, Geld, Land und Leute, — nun könnte Katharina wohl fürs erste zufrieden sein und sich wieder den stilleren Bezirken ihres Herrscheramtes zuwenden, aber das Glück und der Landhunger lassen sie noch nicht in Ruhe, und darum muß sie in aller Eile zusammen mit Osterreich und Preußen die erste Teilung Polens vornehmen, bei der ihr nicht weniger als nahezu zehntausend Quadratmeilen Landes mit fast 2 Millionen neuer Untertanen zufallen. So schließt mit dem Beginn des ersten Türkenkrieges die episch-romantische Jugendepoche in Katharinas Leben, und mit dem Matronenalter hebt die heroische an. Sie braucht jetzt einen anderen Freund, einen anderen Mittler zwischen sich und ihrem himmlischen Bräutigam, als den hübschen, schon ein wenig träge gewordenen Orloff, dessen Heldentaten zuletzt eigentlich nur noch in Ungezogenheiten bestanden. Er war nicht nur russischer Graf, sondern auch noch deutscher Reichsfürst geworden und mochte sich nun mit seinen Schätzen und seinem Schätzchen auf seine feenhaften Güter zurückziehen,

um dem neuen Herrn der kaiserlichen Frau, dem jungen Potemkin, Platz zu machen.

Die Karriere Potemkin, von dem Waliszewski sagt, daß man nicht genau entscheiden könne, ob er ein Genie oder ein Narr gewesen sei, ist merkwürdig genug, sofern sie sich nämlich so vollzog, wie die historische Legende, die ja Rückprophezeiungen liebt, berichtet. Diese Legende erzählt, daß Potemkin als Gardefähnrich in den Tagen des Staatsstreichs der Kaiserin, der die richtige Säbelkoppel fehlte, seine eigene silberne überreicht habe und daß er späterhin an den Hof berufen wurde, weil man der Kaiserin erzählt hatte, daß er wie kein zweiter Stimmen aller Art nachahmen könne, eine Kunstfertigkeit, die der Kaiserin offenbar sehr gefiel, denn sie wollte sich halbtotlachen, als er auch die ihre kopierte. Weitere Erfolge scheint er nicht gehabt zu haben, es wäre denn ein Duell mit einem der Orloffs, bei dem er ein Auge einbüßte, sodaß er in seiner Niedergeschlagenheit über die Verunstaltung seines Gesichts sich eine Weile mit dem Gedanken trug, Mönch zu werden, ein Gedanke, den ihm die Orloffs zu ihrem eigenen Unheil wieder ausredeten. Wohl avancierte er militärisch mit jener verblüffenden Schnelligkeit, die damals kein ungewöhnliches Ding war, aber irgend welche besonderen Günstbezeugungen hat er von der Zarin nicht empfangen, und er kämpft im Türkenriege wie irgend ein anderer auch. Wieso sie sich dann unvermutet, nach zehn Jahren, an den kleinen Fähnrich mit der silbernen Degenkoppel erinnerte, ist nicht ganz klar und auch recht gleichgültig; das Merkwürdige und Wichtige bleibt, daß sie ihm plötzlich ins Feld schreibt, daß

er daraufhin natürlich Hals über Kopf nach Petersburg zurückkehrt und sie nicht mehr verläßt, bis der Tod ihn von ihr löst. Erstaunt und bestürzt blickt die Umgebung der Kaiserin, blicken die Orloffs auf diesen riesigen, ungeschlachten und saloppen Einäugigen, der mit seinen jäh wechselnden Stimmungen heute Sultanslaunen fröhnt und sich morgen mit den Grübeleien und Entbehrungen mystischer Askesen quält, der sich bald als Feigling gebärdet, bald als strahlender Held erscheint, der sich in Zärtlichkeit der Kaiserin zu Füßen schmiegt und doch mit unbegreiflicher Gewalt seinen Willen gegen den ihren durchsetzt, der in dem bunten Wechselspiel seines Wesens und seiner Entschliefungen immerfort der echte Slawe ist und der eben darum besser als jeder andere den heroischen Traum versteht, den Katharina jetzt träumt und den der zweite Türkenkrieg verwirklichen soll. Nichts mehr und nichts weniger träumt sie als die Neubegründung des alten Griechenreiches, das die Türken zerstört hatten. Konstantinopel soll natürlich die Hauptstadt sein und Kaiser ihr zweitgeborener kleiner Enkel, den sie schon mit Vorbedacht Konstantin genannt hatte, der von einer griechischen Amme gesäugt und auf Denkmünzen, die sie schlagen ließ, schon mit allerlei Attributen dargestellt wurde, die auf seine künftige Bestimmung hindeuten. Panin mit seinem kühlen Kopf hat die Eroberung Konstantinopels von jeher als Unmöglichkeit abgelehnt, Katharina und Potemkin aber sind von ihrem griechischen Plan so erfüllt, daß sie ihn sobald wie möglich verwirklichen wollen und den Gedanken an das große Erbe im Osten bis zu ihrem Tode nicht lassen werden.

Immerhin geht die Zarin diesmal nicht ganz so improvisatorisch zu Werke wie beim Staatsstreich und beim ersten Türkenkrieg. Zunächst kauft sie dem „unabhängigen“ Strohmänn, der über die Krim herrscht, sein Land ab, gerade so wie sie den Erben des Herzogs Biron Kurland abkauft, und die Pforte, die von der russischen Heringsflottille schon zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden ist, wagt nicht, ernstlichen Einspruch zu erheben. Dann beginnt Katharina eine Allianz mit Österreich zu erwägen, deren Zweck die Aufteilung der Türkei zwischen Rußland und Österreich sein soll. Friedrich der Große sah zwar mit seinem Scharfblick voraus und sagte es auch laut, daß auf dem Balkan Rußland und Österreich immer nur gegen-, nie miteinander gehen könnten, aber sowohl in Petersburg wie in Wien fangen die kaiserlichen Damen plötzlich an, ihr Herz für einander zu entdecken, obwohl Maria Theresia sich bis jetzt stets aus guten Gründen vor der Zarin bekreuzigt hatte, während diese wiederum die fromme Österreicherin spottend die heilige Theresie nannte. Als nun gar erst der bayrische Erbfolgekrieg Veranlassung zu einem freundlichen Schreiben Maria Theresias an Katharina bot, ist Joseph II., der reiselustige Kaiser, auch gleich entschlossen, die Gelegenheit beim Schopf zu packen und nach Rußland zu fahren, obgleich seine fromme Mutter in großer Sorge ist, daß er bei den griechischen Kezern am Ende Schaden an seiner Seele nehmen könnte. Auch Katharina ist zuerst von dem geplanten Besuch Josephs nicht sehr entzückt. Sie haßt Fürstenbesuche, denn sie sind, nach ihrer Aussage, zumeist langweilig,

und darum brummt sie etliches herum über „Leute, die in der Welt herumfahren und besser täten, zu Hause zu bleiben“, und was derlei Freundlichkeiten mehr sind. Und doch sollte diese Zusammenkunft in Mohilew und Zarstoje-Selo eine menschlich-reizvolle Episode zwischen den Schlachten bilden, ein Dokument männlicher List und weiblicher Schwäche, das anzusehen ist wie ein fein ironischer Stich aus einem Roman der galanten Zeit.

Schon die Vorbereitungen, die am russischen Hofe für diesen Besuch getroffen werden müssen, ergötzen Katharina, lassen sie lächelnd der Zeit gedenken, da auch sie an die Souveränität des Volkes glaubte und nichts Besseres wollte, als eins mit ihm sein. Dieser junge Kaiser, der da erwartet wird, trägt ja immer noch die Eierschalen romantischen Weltbürgertums mit sich herum, beharrt in naiver Versticktheit darauf, niemals als Souverän sondern nur als Weltbummler zu reisen und in einfachen Gasthäusern abzustiegen, in denen er auf einem mitgebrachten Strohsack schläft. Katharina schüttelt den Kopf, als sie von dieser Marotte hört, und denkt vielleicht, wieviel weniger kostspielig die Liebhabereien dieses Kaisers sind als die der Herren Orloff, Potemkin und all der anderen offs, ins und ois, an die sie im Lauf der Jahre Millionen über Millionen mit zärtlicher Hand verschwendet hat und verschwenden wird . . . Aber selbstverständlich soll der Kaiser seinen Willen haben, soll sich wenigstens einbilden, ihn zu haben, denn Katharina kann natürlich nicht daran denken, ihren Gast in einem russischen Wirtshaus kampieren zu lassen. Um einen Ausweg aus diesem scheinbaren Dilemma ist sie

nicht verlegen. Wie späterhin Potemkin ihr in der Krim Dörfer aus Leinwand und Pappdeckel vorzaubern wird, so zaubert sie für den Kaiser mit dem Strohsack ein Wirtshaus her, indem sie einen kaiserlichen Badepavillon als Gasthaus mit einem schönen Wirtshauschild einrichten und einen Gärtner aus ihrem Dienst als Wirt auftreten läßt. So! Nun mag der Österreicher mit seinen romantischen Ideen und seinem Reisebett ankommen, Rußland ist bereit, ihn zu empfangen, sich mit ihm zu verbünden und ihm bei dieser Gelegenheit, wenn es möglich ist, unvermerkt und graziös das Fell über die Ohren zu ziehen!

Joseph trifft ein, und schon beim ersten Blick, beim ersten Wort hat er als Mann das leichtentzündliche Herz der Kaiserin gewonnen. Sie ist entzückt von seinen großen, blauen Augen, von seinem lieben, vornehmen und ein wenig schwermütigen Österreicher Gesicht und von der grenzenlosen Bewunderung, die er ihr, der großen Kaiserin, wie er sie ostentativ nennt, entgegenbringt. Er versteht es fast ebenso gut wie ihre Russen, sich vor ihr ganz klein, ganz demütig erscheinen zu lassen, und ihre Eitelkeit feiert einen mächtigen Triumph. Aber dennoch wäre es wohl unrecht zu glauben, daß Joseph sie sich nur erschmeichelt oder durch seine äußere Erscheinung für sich gewonnen habe. Nein, in diesem jungen Witwer spürt sie eine Weichheit und eine leise Trauer, die sie rühren, und zugleich eine innere Reinheit, einen Seelenadel, der sie lockt, so wie Parsifal die leidenschaftliche Kundry lockte. Sie übersieht nur, daß dieser Parsifal aus Wien ein ganz geriebener Fürstkenner ist, daß er genau weiß, wie er auf ihre Eitelkeit spekulieren

muß und über die Erfolge seiner Spekulation kühl und klar nach Hause, an Kaunitz berichtet. Von Tag zu Tag wird sie entzückter, führt endlose, seltsame Gespräche mit ihm, die bald von Politik, bald von allen möglichen andern Dingen handeln. Gespräche voll fecker Witze, voll reizender Doppelsinnigkeiten, voll Männerworten, die kühner und heißer werden, nur noch mühsam gebändigt scheinen vom Zwang der Ehrfurcht und Etikette . . . Mit blitzenden Augen lauscht ihm Katharina, wundert sich wohl im Stillen, daß dieser hübsche Kaiser auch da noch romantisch bleibt, wo ihre Russen verwegen werden, und merkt nicht, daß seine ganze Galanterie nur Blendwerk ist, daß er in Worten sehr kühn sein darf, weil er seiner selbst ganz sicher ist. Seit dem Tode seiner jungen Gattin bekümmert er sich um Frauen überhaupt kaum mehr, und von allen, die er kennt, würde ihm die Zarin am wenigsten sagen, weil sie sehr, viel zu sehr seiner eigenen Mutter gleicht, unter deren Herrschaft er blutig leidet. So geht das amouröse Tändeln und Neckeln weiter, ohne daß Joseph jemals das eine Wort spricht, das Katharina erwartete, aber das andere, um dessentwillen er gekommen war, gönnte er ihr gern, und so wurde im Jahre 1781 das österreichisch-russische Bündnis gegen die Türkei geschlossen. Man trennte sich in Harmonie, mit den schönsten Gefühlen, und es war gewiß nicht Katharinas Schuld, wenn aus dem Rosenrot der Freundschaft nicht die Feuerfarbe der Liebe geworden war. Trotz der leisen Enttäuschung, die sie in diesem Punkt vielleicht empfand, war der Eindruck, den Joseph auf sie gemacht hatte, so stark, daß sie Grimm gegenüber

dem Kaiser nicht genug rühmen konnte und noch nach fünfzehn Jahren über ihn schrieb: „die Deutschen haben in ihm einen Adler gehabt, aber sie haben ihn nicht erkannt.“ Und um dieser Worte und um des schönen Gefühls willen, das aus ihnen spricht und die Jahre überdauerte, kann man den Reigen all der off's und ins und ois übersehen, mit dem sie ihren Namen so oft peinlich und lächerlich umkränzt hat . . .

\* \* \*

Im Jahre 1787 begann dann der zweite Türkenkrieg. Wieder war die Pforte die Angreiferin, aber jeder wußte, daß sie durch die immer wachsende Macht und die beabsichtigte Reckheit Rußlands zum Angriff getrieben worden war. Die Chancen scheinen ganz anders zu liegen, als beim ersten Türkenkrieg, vor dem niemand an einen so beschämenden Niederbruch der Türkei geglaubt hatte; seit den verblüffenden Siegen, die Rußland damals errungen hat, war beinahe jedermann überzeugt, daß Katharina erreichen konnte, was immer sie wollte, und man glaubte willig die Lobsprüche, die Joseph II. der Unermüdlichkeit, der Mäßigkeit und der Hingebung der russischen Truppen spendete. Leider aber befanden sich in Wahrheit Heer und Flotte kaum in einem andern Zustand als beim ersten Feldzug, und besonders die Flotte bot einen so mangelhaften Anblick dar, daß Alexei Orloff, der doch seiner Zeit mit der Heringsflottille den Sieg von Tchesme erfochten hatte, sich diesmal weigerte, den Oberbefehl über dies fragwürdige Geschwader zu übernehmen. Das Glück, das Katharina vor Jahren gelächelt hatte, schien sich

jezt den Türken zuzuwenden, denn die ersten Treffen waren den russischen Waffen so ungünstig, daß Potemkin schon an die Räumung der Krim dachte, ein Einfall, der sich nur mit einer großen Nerven-depression entschuldigen läßt. Doch mochte auch das Glück untreu sein, der Wille Katharinas war es nicht, und nicht war es ihre ungestüme Zuversicht, so daß sie heute wie damals drängend, bittend, mahnend, anfeuernd hinter ihren Feldherren und Admiralen stand, denn in Konstantinopel, unter der großen Pforte der Hagia Sofia, wartete ja der himmlische Bräutigam, der Ruhm, auf sie, um sie in seinen Sonnenmantel einzuhüllen und der erstaunten Welt als die Befreierin vom Türkenjoch zu zeigen. Zu ihm will sie, zu ihm drängt sie, und alles, was ihr den Weg zu ihm versperrt, gleichviel ob es fremde Städte, Meere oder feindliche Flotten sind, muß beiseite geräumt, zerstört werden, damit freie Bahn für sie und den Knaben, den sie in Konstantinopel zum Griechenkaiser krönen lassen will, geschaffen wird. Sie hat früher einmal an Grimm geschrieben: „Das ist nun einmal so, daß wenn ich etwas will, ich es ganz schrecklich und verzweifelt wollen muß“, und jetzt will sie so schrecklich und verzweifelt, daß es für sie kein Zurück mehr geben kann, daß sie wie ein rasender Held ausruft: „Es geht um die Ehre, und ohne Ehre kann ich weder leben noch herrschen!“

Vor solch leidenschaftlichem Ingrimm wendet endlich das Glück sein leichtfertiges Köpfschen vom Halbmond wieder zu den Russen hin. Zwar wird der Alliierte mit den schönen blauen Augen in der Moldau geschlagen, aber Suworoff und der Prinz

Koburg schlagen die Türken bei Fokschani, Suworoff besiegt den Großwesir bei Rymnik, Potemkin nimmt Otschakoff und Bender, und nach Katharinas Ansicht ist nun der Weg nach Konstantinopel offen, und man kann nichts besseres tun, als ihn einschlagen. Betrüblich nur, daß die übrigen Mächte anderer Meinung sind! Der Schwedenkönig erinnert sich plötzlich, daß er seit Jahren ein Defensivbündnis mit der Türkei hat, und ob schon er sich beim ersten Türkenkrieg um seine Alliierte gar nicht bekümmert hat, hält er es doch jetzt für geraten, sich auf seine Verpflichtung zu besinnen, und unversehens erscheint die schwedische Flotte vor Kronstadt. Nun hat Katharina es mit zwei Begnern zu tun statt mit einem, und da sie mit all ihren Streitkräften vorwiegend im Osten festgelegt ist, wird die Lage bedenklich. Schon steht Tag und Nacht die bespannte Troika vor dem Palais in Petersburg, damit, wenn es zur Katastrophe kommt, die Zarin fliehen kann, und wenn sie zu Bett geht, trägt sie den größten Teil ihrer Diamanten bei sich, um sie nicht in der Eile der Flucht zu vergessen. Nun kann sie nicht mehr renommistisch an Voltaire schreiben: „Ich schließe, weil es langweilig ist, immerfort nur von Siegen zu berichten“, und ihre fröhliche Draufgängerei macht nervöser Unruhe Platz. Es scheint ihr ganz unbegreiflich, daß der Schwede ihr nicht ebenso fortgesetzt und kläglich erliegt wie der Türke, und von all den Aufregungen und Enttäuschungen schwindet die rundliche Fülle, zu der sie mit den Jahren gekommen war, dahin, daß ihr die Kleider in Falten um den Leib schlottern. Wie sich dann Spanien als Friedensvermittler anbietet, greift Katharina mit beiden Händen zu, und der Friede

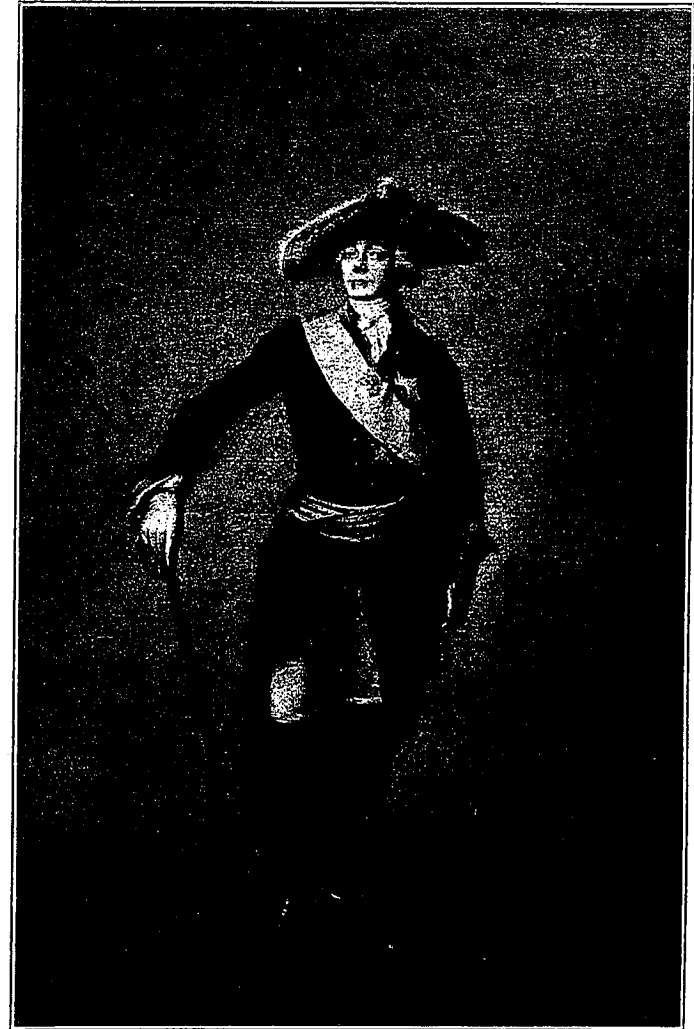
mit Schweden wird geschlossen. Katharina atmete auf und dachte nun wohl wieder an den Weg nach Konstantinopel, da aber griff Preußen in die Balkankrise ein, machte Wien, sich der Türkei anzunehmen, und nötigte Oesterreich zum Frieden mit der Pforte, sodaß auch der Zar, die zwar noch allein ein Jahr weiter kämpfte, schließlich nichts blieb, als den griechischen Traum vorerst aufzugeben und im Frieden von Jassy (9. Januar 1792) sich mit dem Gebiet von Ottschakoff und der Anerkennung des Dnjestr als Grenze gegen die Moldau und Bessarabien zu begnügen. Wie dem ersten Türkenkrieg, so folgte auch diesem eine Teilung Polens, und der zweiten eine dritte, so daß Katharina ihr Reich um etwa 550 000 qkm vergrößert und um mehrere Millionen Einwohner vermehrt hat.

Beglückte Herrscherin, die einem geliebten Sohn solches Erbe des Reichtums und des Ruhmes hinterläßt, beglückter Sohn, der, wenn er seiner Trauer Genüge getan hat, voll Stolz und Dankbarkeit solche Erbschaft verwalten und auf ihren Ausbau bedacht sein darf! Doch weh! Niemals werden diese Mutter und dieser Sohn in Liebe über die Grenzen des Daseins hinausdenken. Immerfort wird der Gedanke an das große Erbe sie nur mit Qual oder Bier erfüllen, denn zwischen ihnen stand Unrecht, mit dem Katharina erlittenes Unrecht bezahlt hat, und der Sohn wird es an ihr wiederum mit Unrecht rächen, und so wird es auch an ihm vergolten werden, bis eine schwere Kette von Schuld diese Romanows umschließt und Paul denselben gräßlichen Tod sterben wird, den sein Vater gestorben war. —

## 9.

Paul zählte acht Jahre, als sein Vater fiel und seine Mutter ohne ehrwürdiges und verbrieftes Recht, nur kraft ihres Willens und ihrer Persönlichkeit, den Thron von Rußland bestieg. Wir wissen, daß der Kleine, der ihr gleich nach der Geburt weggenommen, ihr durch diese ungeheure und widernatürliche Usurpation entfremdet war, und es mochte ihr daher nicht allzu schwer fallen, ihn beim Staatsstreich völlig zu übersehen und jeden Anspruch, den Panin für ihn vertreten wollte, bestimmt zurückzuweisen. Erst als sie Selbstherrscherin geworden, durfte sie auch im eigentlichen Sinn Mutter werden, und so war ihr Verhältnis zu dem Sohn von vornherein insofern auf Stiefmütterlichkeit festgelegt, als sie ja nicht wie andere Mütter die Entwicklung dieses Kindes vom kleinen Säugetier zum Menschen hatte miterleben dürfen, sondern den Sohn erst als Knaben wieder fand. Sicher ist sie ihm aber damals durchaus nicht mit stiefmütterlichen Gefühlen entgegengekommen, denn sie war überhaupt eine große Kinderfreundin, konnte stundenlang mit ihnen spielen und herumtollen, und es lag also kein Grund vor, daß sie dem eigenen Kind hätte weniger zugetan sein sollen als fremden. Wohl mag sie, gepackt von grauenvoller Erinnerung, manches Mal vor ihm zurückgeschreckt sein, wenn sie sah, wie der Knabe seinem Vater gleich, schwächlich, epileptisch war wie jener, sprunghaft in seinen Neigungen und Beschäftigungen. Doch weil sie allzeit eine Optimistin war und das 18. Jahrhundert viel mehr an die Macht der Erziehung als an die der Vererbung glaubte, ließ

sich's die Zarin zunächst angelegen sein, ihren kleinen Sohn gut und wenn möglich nach den Prinzipien von Rousseau zu erziehen, die damals nagelneu waren und wie ein Leitfaden zur Hervorbringung trefflicher Menschen erschienen. Wenn Katharina sonst auch „die kleinen Leute“ ziemlich gering schätzte, so wandte sie doch, da es sich um Pauls Erziehung handelt, ihre Blicke nach Paris, wo die großen und neuen Gedanken ausgeheckt wurden, die damals noch den ungeteilten Beifall der Zarin fanden. D'Alembert lehnte die ihm zugedachte Ehre des Prinzenerziehers mit dem schon erwähnten Witwort ab, aber auch Diderot und Marmontel wollten von der heiklen Mission nichts wissen, so daß nun Panin der Hauptmentor des kaiserlichen Knaben blieb. Panin, obgleich in seinem Privatleben ein Schlemmer und Liederjahn, hatte doch von seinem verantwortungsreichen Amt ganz bestimmte, nach Rousseauschen Ideen gebildete Ansichten, und wenn er mit seinem Zögling an irgend einem kleinen, wohltemperierten Hof gelebt hätte, so wäre aus Paul zwar kaum ein militärischer, vielleicht aber ein leidlich-vernünftiger, von den Ideen seiner Zeit erfüllter Mensch geworden. Sie lebten aber an einem Hof, an dem alles, was war, auf unmöglichen Voraussetzungen beruhte und nur durch die glänzende und machtvolle Persönlichkeit der Kaiserin gehalten werden konnte. Sie lebten inmitten der verschiedenartigsten Einflüsse, die alle nach dieser Knabenseele gierten, und Panin hatte weder das Recht noch die Kraft, das Kind völlig von ihnen abzuschließen und es sich ganz zu eigen zu machen. Immerhin blieb ihr Verhältnis zeitlebens ein un-



Paul I.  
Gemälde von Joh. Friedr. Aug. Tischbein.

gewöhnlich freundschaftliches, so daß, als der junge Paul sich verlobte, Panin bitterlich weinte, weil nun künftighin eine junge Frau und nicht mehr er das Vertrauen des Großfürsten besitzen sollte.

Katharina äußerte theoretisch sehr vernünftige Ansichten über Kindererziehung, fand, daß man Kinder geistig nicht zu früh anstrengen und niemals geistig überfüttern solle, erläuterte, wie notwendig es sei, ihre Charaktereigenschaften zu beobachten, sie niemals durch Strenge zu erschrecken und was derlei pädagogische Prinzipien mehr sind, — aber wenn's an die Praxis ging, zeigte sich's, daß diese Frau wohl befähigt war, ein Reich, nicht aber ein Kind oder einen heranwachsenden Menschen zu leiten. Sie billigt zwar höchlich den „Emile“, setzt aber gleich neben Panin einen durchaus soldatischen Leiter, Parochin, der dem Knaben den schon von Peter III. so hochgeschätzten Drill beibringt und ihm unaufhörlich wiederholt, daß alle künftige Macht und Größe in seinen kleinen Knabenhänden liegt. Zu dem Rousseau-Schüler Panin und dem strammen Soldaten Parochin gesellt sich noch Platon, der Archimandrit, der wiederum der phantastischen Veranlagung des Kindes entgegenkommt, so daß Paul schon ein ganz ungewöhnlich klarer und nüchterner Kopf hätte sein müssen, wenn er zwischen all diesen Weltanschauungen nicht verwirrt geworden wäre. Von systematischem Lernen oder Bestrebungen, ihm eine gründliche Bildung zu geben, ist nicht die Rede, kann es nicht sein, weil immer wieder die Zarin mit ihrer Fröhlichkeit und ihrer ungebändigten Lebenslust dazwischen kommt und es nötig findet, daß das Kind allen möglichen Theateraufführungen,



Bergnügungen und Maskeraden beiwohnt. Da sie für sich alles vom Leben nahm und nimmt, was es Süßes gibt, hätte sie gar nichts dagegen, wenn auch der halbwüchsige Sohn es ihr nachtäte, und wenn Paul trotz allem, was er um sich her sah und hörte, nicht frühzeitig verdorben war, so ist das nicht Katharinas Verdienst, sondern sein eigenes. Früh, viel zu früh erfuhr dieser Knabe von Dingen des Lebens, die man sonst vor Kindern verhüllt, erfuhr aber auch Dinge des Todes, die andere, glücklichere Kinder nicht wissen und nicht zu wissen brauchen, — erfuhr zu bald nur, wie sein Vater starb . . . Er wußte, was geschehen war, hörte, was seine Umgebung über das Gespenst in der holsteinischen Uniform flüsterte, sah, daß sein Vater nicht wie die andern Zaren in der Peter-Paulskirche, sondern in der von Sanft Alexander-Newski begraben lag, und sein junges Herz zog sich in Schmerz und Abscheu zusammen, weil er eben nur die äußeren Tatsachen, nicht aber die innern Beweggründe und Verkettungen zu erkennen vermochte.

Solange er klein und für seine glänzende Mutter also nur ein Spielzeug, eine Sache ist, kann von einem Konflikt zwischen ihnen natürlich nicht die Rede sein, obgleich Katharina schon damals erkennen mußte, daß dieser Knabe ihr in nichts glich. Paul war weder robust, noch lebensdurftig, noch optimistisch, vielmehr nervös, empfindsam, Phantastereien und Mystizismen zugänglich, mit denen wiederum seine stetig wachsende Leidenschaft für preußisch-militärischen Drill in Widerspruch stand. Er war klug, hatte geistreiche Einfälle und konnte so witzig plaudern und so lebenswürdig lachen, daß man sein häßliches

Gesicht, das einem Totenkopf glich, völlig vergaß. Er konnte den Mond anschwärmen, sich mit heißem Drang nach einer gleichgestimmten Seele sehnen, als wäre er ein deutscher Romantiker, und war doch zugleich voll Mißtrauen und erfüllt von einem maßlosen Selbstbewußtsein, das sich steigerte, jemehr er von seiner Mutter unterdrückt wurde. Er hatte große und rührend schöne Ideen über die Menschheit und über die Wege, die sie zur Befreiung und zum Glück führen sollten, und verachtete doch russisches Wesen und sein eigenes Land so tief, wie kaum je Peter III. sie verachtet hatte. Ist es zu verwundern, daß Katharina diesem seltsamen jungen Mann zuerst verständnislos, dann mißtrauisch, dann mit tiefer Abneigung gegenüber stehen mußte? Ist es zu verwundern, daß sie, deren ganzes Leben Rußlands Geschichte und Rußlands Größe gehört hatte, mit Zorn und Angst sah, daß der Thronerbe auf das Land mit den Augen seines Vaters blickte, und daß sie vor dem Augenblick zitterte, da sie ihm, dem Verächter, ihr Lebenswerk überantworten soll? Ist es nicht vielmehr ebenso natürlich wie tragisch, daß sie ihn, in dem sie einen Verächter sieht, hassen muß, wie sie einst seinen Vater gehaßt hat, und daß sie, da er zum Manne gereift ist, auf Mittel sinnt, um ihn von dem teuern Gut, das sie an sich gerissen hat, auszuschließen? Wohl vertragen sich Herrscher und Thronfolger fast immer schlecht, und wenn der Herrscher gar noch eine Herrscherin ist, dann gibt es geheime und aufreibende Sohnestragödien, wie sie sich in der Wiener Burg zwischen Maria Theresia und Joseph II. abspielten, was aber zwischen Katharina und Paul vorging, war

stärker und schrecklicher als alles, was je in Berlin oder Wien geschah, weil in einem Lande, wo alles auf Zufall und Primitivität gestellt war, Furcht und Möglichkeiten größer waren als anderswo, weil hier die Instinkte noch roh und laut reden durften und die menschlichen Leidenschaften ihre Tiergesichter unverhüllt zeigten. So wächst der Gegensatz zwischen Kaiserin und Großfürst weit über die übliche Kronprinzenfronde hinaus zu einem Schauspiel des Hasses, in dem sich Mutter und Sohn gegenseitig zerfleischen und nicht merken, nicht merken wollen, wie jeder sich selbst entehrt, da er den andern blutig trifft. Zwischen ihnen aber steht grinsend, hegend das Wespenst in der hollsteinischen Uniform, weist auf die Fingermale an seinem Halse und dann auf die Orloffs, die gefürstet, goldüberschüttet um die Zarin stehen, und verdammt so den Sohn, das Schicksal jenes Dänenprinzen nachführend zu erleben, den einst Shakespeare im Spiel über die Bretter des Globetheaters schreiten ließ . . . — —

\* \* \*

Paul war erst fünfzehn Jahre alt, als seine Mutter schon Heiratspläne für ihn zu spinnen begann, und als er achtzehn zählte, drängte sie zur Ausführung, obgleich die Kanonen des ersten Türkenkrieges über die Brautwerbung hindröhnten. Nun sah der russische Hof wieder beinahe so aus wie vor dreißig Jahren, da man für den Vater Pauls das kleine Mädchen aus Stettin hatte kommen lassen; wieder flöteten die Diplomaten die Namen aller möglichen Prinzessinnen, wieder erwogen Zarin und Thronfolger, welche wohl die Berufenste sei,

und wieder gelang es König Friedrich von Preußen, den Ehestifter zu spielen und die Augen der Zarin auf die Töchter der „großen Landgräfin“, Karoline von Hessen, zu lenken. Herrn Friedrich lag an dieser Heirat sehr viel, denn erstens hoffte er, daß eine Tochter der ihm unbedingt ergebenen Landgräfin seine Interessen an der Newa besser und selbstverständlicher vertreten sollte, als es vor langen Jahren Elisabeth von Anhalt-Zerbst und späterhin ihre eigenwillige Tochter getan hatten, und zweitens schätzte er die Landgräfin aufrichtig und gönnte ihr gerne das Glück, eins ihrer zahlreichen Kinder auf dem russischen Thron zu sehen. Wie vor dreißig Jahren Elisabeth von Anhalt-Zerbst, so rüstet sich jetzt Karoline von Hessen zur großen, schicksalsschweren Reise, läßt gleichfalls den Batten daheim, debattiert aber weder mit ihm noch mit sonst jemand über den notwendigen Glaubenswechsel der Tochter, denn sie ist fest entschlossen, ihn vollziehen zu lassen, wär's auch gegen den Willen sämtlicher Familienmitglieder von Hessen-Darmstadt und Zweibrücken-Birkenfeld. Denn diese Frau hat in ihrer Willensstärke, ihrem Ehrgeiz, ihrer Selbstbeherrschung und — — ihrer Verschlagenheit große Ähnlichkeit mit der Zarin, ist ihr aber bei weitem überlegen an Feinheit der Empfindung und an geistiger Kultur. Das Schicksal hatte es mit dieser ungewöhnlichen Frau nicht gerade gut gemeint, denn der Landgraf Ludwig war ein schrullenhafter Herr, der seine Neigung zwischen Kasernendruck und Geisteserscheinungen teilte und durch die starke Verschuldung seines Vaters nie zu anderem Reichtum kam, als zu einer großen Kinderschaar, die in der Mehrzahl aus

Töchtern bestand, so daß die arme Landgräfin in ihren Briefen öfters mit grimmigem Humor fragt, wo denn wohl die Prinzen herkommen sollten, um diese hessische Töchter-schaar zu heiraten. Als nun der Ruf aus Rußland an sie erging, nahm sie gleich drei der Töchter mit, damit die Zarin wählen konnte, wünschte aber wohl bei sich, daß die Wahl auf die jüngste, Wilhelmine, fallen sollte, weil ihr diese am geeignetsten schien für die ebenso schwierige wie aussichtsreiche Stellung einer Großfürstin. Mimi (wie Wilhelmine in der Intimität genannt wurde) war gewiß weder eine Schönheit, noch blendete sie durch ihr Wesen, denn die Mutter klagt in ihren Briefen über den schlechten Teint der Tochter und versichert Herrn Friedrich immer wieder ängstlich, daß ihre Mädchen Kleinstädterinnen und durchaus nicht für die große Welt erzogen seien. Aber dieses kleine deutsche Mädchen besitzt, ohne daß es ihm vielleicht selbst zum Bewußtsein kommt, den zähen Willen und den stummen Ehrgeiz seiner Mutter, und sie ist so von Lebensfreude und Temperament erfüllt, daß von ihr ein unwiderstehliches Fluidum auf die Männer übergeht und sie berauscht, als hätten sie jungen Wein getrunken. Schon auf der Fahrt nach Rußland verliebt sich der schöne Rasumowski, der die Damen im Namen der Zarin geleiten soll, Hals über Kopf und, wie böse Zungen behaupten, nicht ohne Erfolg in sie; Gregor Orloff, der sich durch die Gunst der Zarin zu allem berechtigt glaubt, faßt den verwegenen Plan, Mimi dem Großfürsten abspenstig zu machen und zu heiraten, und Paul ist, kaum daß er sie gesehen, sinnlos in sie verliebt und wird es bleiben, bis der Tod sie ihm nach

kurzer Ehe entreißt. Auch der Zarin gefällt die Schwiegertochter sehr, obgleich sie den verborgenen Ehrgeiz sofort erkennt, und sie schreibt nach der Hochzeit die hübschen Worte an die Landgräfin: „Der Großfürst tut nichts anderes, als mir immerfort die Vorzüge seiner Frau rühmen. Ich lache nur in mich hinein, denn ich sehe ja doch selbst, wie sie ist . . .“

Damals schien das Familienleben der Zarenfamilie heiter und innig, wie man es an diesem Hof seit langem nicht mehr gesehen hatte. Paul war in seiner Ehe überglücklich, Katharina freute sich des Glücks und der Schwiegertochter, sah in Paul noch nicht ihren Gegner, sondern ihren Erben, den sie an allem teilnehmen lassen und ehestens in die Staatsgeschäfte einführen wollte. Sah sie aber wirklich, wie die Schwiegertochter, die jetzt Natalie hieß, war? Man darf daran zweifeln, darf annehmen, daß Mimi niemals Großfürstin geworden wäre, wenn die Zarin diese junge Frau in der Tiefe ihres Wesens erkannt und erfaßt hätte. So aber sah Katharina an ihr zunächst nur, daß sie Paul sehr glücklich machte, was der Mutter gefiel, und später sah sie, was ihr bedeutend weniger gefiel, daß Mimi-Natalie in gewissen Dingen sehr vorurteilslos war und das Vertrauen ihres jungen, verliebten Gatten gründlich mißbrauchte. Katharina warnte Paul, mahnte ihn, seiner Frau die Zügel etwas straffer anzuziehen, aber Paul blieb vertrauensselig wie sonst nie und unberechenbar wie immer und erfuhr nichts von den Fehlerdiensten, zu denen die Hoffräulein seiner Frau sich hergaben. Ob er auch nichts davon erfuhr, daß

Panin mit Natalie den Entwurf einer Verfassung ausgearbeitet hatte und daß Nataliens erwachter Ehrgeiz mit dem Gedanken spielte, dem Beispiel zu folgen, das Katharina gegeben hatte, daß sie die Möglichkeit erwog, Paul als konstitutionellen Herrscher an die Stelle seiner autokratischen Mutter zu setzen? Man kann die Frage weder bejahen noch verneinen, zudem über diese verwegenen Pläne Nataliens authentische Dokumente nicht in die Öffentlichkeit gelangt sind. Aber nach kaum dreijähriger Ehe starb Natalie im ersten Wochenbett, weil, wie die einen sagten, ein geheim gehaltener Beckenbruch es ihr unmöglich machte, ein Kind zur Welt zu bringen, während andere und nicht wenige behaupteten, daß die junge Frau durch ein „Versehen“ der Hebamme gestorben sei, ein „Versehen“, das Potemkin bestellt und Katharina mit Gold aufgewogen haben soll.

Paul geberdete sich über den Tod seiner Frau zuerst wie ein Verzweifelter, aber er war blutjung, in seinem Herzen vereinsamt, sprunghaft in seinen Gefühlen, und darum interessierte er sich schon nach wenigen Monaten lebhaft für die neue Wahl, die seine Mutter für ihn treffen wollte, und war in Sophie von Württemberg, die nach der Taufe Maria Feodorowna hieß, nicht weniger verliebt als in Natalie. Corberon schreibt über diese zweite Frau: „Gleichviel, ob Prinzessin von Württemberg, Großfürstin oder Zarin, — diese hier wird nie etwas anderes sein als Weib,“ und damit hat er sie wohl im allgemeinen richtig gekennzeichnet, denn wenn auch in dieser blühenden, molligen Schwäbin ebenfalls tiefverborgen der Ehrgeiz schlummerte, der



Maria Feodorowna.  
Gemälde von J. B. von Lampi im Königl. Schloß zu Stuttgart.

Herrscherrinnenehrgeiz, der gerade in Rußland einen so günstigen Boden fand, so war sie zunächst doch nichts, wollte nichts sein als die Frau ihres Mannes, der sie aus den beschränkten Verhältnissen eines kleinen deutschen Hofes herausgeholt und zur Großfürstin gemacht hatte. Sie beherrschte ihn, ohne daß er's merkte, durch seine Liebe, war ihm, nur ihm zu eigen, gebar ihm viele Kinder und schuf dem Ruhelosen, Verbitterten eine Atmosphäre tiefen, stillen Glücks. Paul, der ja niemals ein wirkliches Familienleben gekannt hatte, sehnte sich danach, wie man sich nur nach Unbekanntem sehnen kann, flüchtete vor der Zwietracht mit seiner Mutter, vor den Ungezogenheiten, die deren Günstlinge sich gegen ihn erlaubten, vor seinem Kronprinzenelend und vor dem Schwereren, das in seiner unglücklichen Veranlagung lag, in die Arme seiner Frau, in den Schoß seiner Familie, an der er mit rührender Zärtlichkeit hing. Doch auch nach diesem bürgerlichen Glück streckt die Mutter die Hand aus, nimmt dem jungen Paar die erstgeborenen Söhne weg, gerade so wie man ihr einst Paul weggenommen hat, tut's nicht in böser Absicht, aber mit der selbstverständlichen Tyrannei, die ihr nun schon zur Natur geworden ist und mit der sie sich einredet, daß es ihr Recht sei, die ältesten Enkel nach ihren Ideen zu erziehen, obgleich sie sich als Pädagogin niemals mit Lorbeeren bedeckte. Die jüngeren Kinder dagegen bleiben den Eltern überlassen, und um all ihre Enkel schlingt Katharina eine große, ja kindische Zärtlichkeit, in der man endlich auch jene Wärme spürt, die ihr sonst im Leben immer gefehlt hat. Der kleine Alexander und der kleine Konstantin

sind nach ihrer Ansicht wahre Wunderkinder, obgleich Konstantin ein schwächliches Pflänzchen und Alexander schwerhörig ist. Sie spielt stundenlang mit den Kindern, kann immerfort, in welchem Alter sie auch stehen, auf all ihre Ideen und Torheiten eingehen und wird von ihnen, auf denen die Verbitterung und die Melancholie des Vaters oft lastend liegen, geliebt, wie Kinder oder junge Menschen eben immer Heitere lieben, die mit ihnen lachen und scherzen und ihnen nicht von den Schwierigkeiten des Lebens sprechen. Da schreibt sie dann wohl glücklich und stolz an Grimm, daß sie „der Lustigmacher“ ist und daß die Kinder sich, wenn der Vater abgereist ist, mit der Großmutter prachtwoll amüsieren: „denn, wenn die Kaze aus dem Haus ist, springen die Mäuse auf dem Tisch herum!“

Als Paul sich zum ersten Male vermählte, sprach seine Mutter davon, daß er nun auch in die Pflichten des künftigen Herrschers eingeführt werden sollte, aber sie sprach nur davon und machte ihre Worte nie zur Wirklichkeit. Im Gegentheil, Paul wurde, soviel es ging, von allen Staatsgeschäften und großen Unternehmungen ferngehalten und mußte sich den Platz im Staatsrat buchstäblich erzwingen. Erzwang ihn und verließ ihn alsbald wieder, denn an ein gemeinschaftliches Arbeiten mit seiner Mutter war bei der Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere und ihrer Ansichten nicht zu denken. Es gab ja keinen Punkt in der Welt mehr, auf dem diese beiden Menschen einander hätten begegnen oder sich einigen können, denn alles, was Katharina je getan hatte oder tat, erschien dem Sohn nur wie brutale Vergewaltigung seines Rechts

und des Rechtes überhaupt. Alles, was Paul wollte oder liebte, war in den Augen der Mutter Mißachtung für ihr Wesen und ihr Werk und Befahr für die Zukunft. Paul ist romantisch, mystisch, melancholisch, träumt nicht aus dem Gedanken an die Menschenwürde, sondern aus einer gütigen Empfindung heraus von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Katharina ist nüchtern, klar, fröhlich, und die philosophischen, menscheitsbeglückenden Ideen, die sie früher einmal gehegt und gehätschelt hatte, sind längst untergegangen vor der Notwendigkeit schwerer Zeiten und vor der Menschenverachtung, die fast alle großen Herrscher gegen das Ende ihres Lebens befällt. So erschien sie dem Sohn als eine abscheuliche Tyrannin, so betrachtete sie den Sohn als einen gefährlichen Schwärmer, und darum mußte Krieg zwischen ihnen sein, der mit solcher Verbittheit und Unmenschlichkeit geführt wurde, daß Paul, der in seiner schweren Art alles zehnmal schwärzer sah, als es in Wirklichkeit war, ausrufen konnte: „Nicht einmal einen Hund, der an mir hängt, könnt' ich um mich haben, denn meine Mutter ließe ihn sofort ertränken!“ Als Feinde stehen sie sich gegenüber und wie Feinde sind sie voreinander auf der Hut, treffen heimlich, hinter dem Rücken des andern, ihre Vorkehrungen, um sich zu schützen und den Andern zu verderben. Da Paul in den zweiten Türkenkrieg zieht, setzt er in seinem mit Maria Feodorowna ausgearbeiteten Testament fest, daß, falls in seiner Abwesenheit seiner Mutter etwas Menschliches zustieße, Maria Feodorowna die Regierung führen und unverzüglich alle Papiere der Sterbenden oder toten Katharina

an sich nehmen und unter Siegel halten sollte. Um diese Papiere seiner Mutter, um Zettel und Verfügungen, die sie in ihrem Schreibtisch aufbewahrt, kreisen unablässig Pauls Gedanken und Bier. Katharina hat ja bei ihren Zwistigkeiten und auch sonst mehr als einmal gedroht, daß sie ihn enterben und das Reich einem von seinen Söhnen übergeben werde, und er kennt ihren Willen und ihre Gefühle gut genug, um zu wissen, daß sie, wenn sie es ernsthaft vor hat, aus der Drohung Ernst macht. Ist im Schreibtisch der Zarin eine Verfügung vorhanden, die von der Nachfolge spricht oder sie zu ungunsten des Sohnes regelt? Diese Frage beschäftigt nicht nur den Thronfolger, sondern auch weite Kreise auf das Lebhafteste, denn wie immer und überall, so stehen sich auch hier die Parteien des alten und des jungen Hofes gegenüber, und wenn jene hoffen, daß die Zarin noch über ihr Grab hinaus die bestehenden Zustände in Rußland erhalten möge, so wünschen und glauben diese, daß es Paul vergönnt sein wird, sein Land all den Segnungen entgegen zu führen, von denen seine mißhandelte, gütige Seele jetzt träumt. Wird er enterbt oder nicht? Niemand weiß die Antwort auf diese Frage, und unter der Qual dieser Frage steht Paul zwanzig Jahre lang wie unter dem Schwert . . .

## 10.

**N**un sank Katharinas Sonne schon tief im Westen, und in den schrägen Strahlen, die sie über das Land hinwarf, stieg das Lebenswerk der schöpferischen Frau stolz und flimmernd in die Höhe wie ein

Obelisk aus Gold. Großes hatte sie vollbracht, doch immer noch Größeres gewollt, und so rüstete sie auch jetzt, obschon ihr Dasein zu verglimmen begann, eine höchst phantastische Expedition aus, die Persien erobern, die Verbindung Konstantinopels mit Asien abschneiden und so, mit Hilfe einer zweiten Armee, die über den Balkan kommen wird, Konstantinopel gleichsam von hinten nehmen soll. Zur Ehre Katharinas muß gesagt werden, daß dieser unmögliche Plan nicht von ihr ausgedacht war, sondern von Plato Zoubof, dem hübschen, albernen Leutnant, den Katharina damals für das größte Genie Rußlands erklärte, und von dessen Brüdern, die sich allesamt bei dieser Expedition einen Kriegsrühm à la Potemkin holen wollten. Die Zarin sah nicht, wie unausführbar dieser Kriegsplan war, merkte nicht oder wollte nicht merken, wie das geplagte Land aufstöhnte unter der Last der endlosen Kriege und unter all den off's und ins und ois, die dem Volke durch die Hand der Kaiserin im Laufe von drei Jahrzehnten ungefähr 400 Millionen Rubel abzapften. Scheinbar immer noch frisch, alert und robust wie früher, ist sie doch schon innerlich verbraucht und ausgebrannt, will nicht mehr träumen, nur noch herrschen, fühlt nicht, wie sie sich mehr und mehr dem Volke entfremdet, in das sie sich doch einst so inbrünstig versenkt hat. Immer noch schreibt sie viele Briefe an Grimm, berichtet mit etwas gemachter Draufgängerei, daß sie ihre Magenschmerzen mit Pfeffer und Madeira kuriere, aber trotzdem können sie jetzt Dinge, über die sie ehemals mit ihrem „der Mensch muß lustig sein“ wegsprang, tief verstimmen, und als sie einen Kometen erblickte, wird

sie, die einst über jeden Aberglauben lachte und wetterte, von Todesahnungen ergriffen. Doch immer noch streckt sich die faltige Hand nach unwürdigen Zerstreungen aus, und ungeschwächt lebt in dem Breisenherzen die Furcht vor dem Zerstörungswerk des Sohnes und der Haß gegen ihn. Und weil sie vielleicht fühlt, daß ihre Tage schon gezählt sind, läßt sie sich im Herbst 1796 von ihrem Sekretär die Thronfolgeordnung vorlesen, die Peter der Große verfaßte, hört gespannt zu, auf welchen Grundsätzen er sie aufbaute und weshalb er seinen einzigen Sohn enterbte. Dann hat sie eine lange Unterredung mit Maria Feodorowna und eine andere mit dem jungen Alexander und dann — —

\* \* \*

Ein milder Novembertag liegt über Gatschina, wo der Großfürst mit seiner Familie lebt. Er liebt dies Schloß, obgleich es einst Gregor Orloff gehörte, liebt seinen weiten Park, in dem sich so gut romantischen und mystischen Phantastereien nachsinnen läßt, liebt seine Mauern, an denen zerschellt, was von Petersburg her Bitteres oder Unsauberes kommt, flüchtet hierher vor dem großen Leid, das sein ganzes Leben zerfressen hat und ihn vorbestimmt für sein tragisches Ende. Ein milder Tag ist dieser 16. November des Jahres 1796, und behaglich, wie ein bürgerliches Ehepaar, sitzen nach Tisch Paul und seine Frau beim Kaffee. Doch die Behaglichkeit ist nur äußerlich, denn Paul hat in der letzten Nacht einen schweren Traum gehabt, der ihn noch quält und über dessen Vorbedeutung er jetzt mit seinem ewig regen Mißtrauen nachgrübelt. Und dabei

weiß er noch nicht einmal von der Unterredung, die seine Mutter mit seiner Frau gehabt hat, wenn er auch wohl ahnt, ahnen muß, was die Zarin gegen ihn unternehmen will. . .

Er sitzt und grübelt, trinkt in kleinen Schlucken seinen Kaffee und wird immer mißmutiger, immer melancholischer. Da horch! Geräusch, plötzliche Schritte, die sich dem Gemach nähern. Paul schriekt zusammen, blickt seine Frau fragend an. . . Ein Diener stürzt aufgeregt herein, meldet, daß Nikolaus Zoubof aus Petersburg in Gatschina eingetroffen sei. Paul erblaßt. In der großen Angst, die ihn befällt, überhört er beinahe den Namen, den der Diener nennt, glaubt nur, daß jetzt seine Mutter endlich ihren Haß an ihm kühlen wird, daß auch für ihn schon ein Kopscha und vielleicht auch ein Orloff bereit steht. Er faßt die Hand seiner Frau, flüstert ihr zu: „Wir sind verloren!“, fragt den Diener, als könne sich's nur um eine Verschwörung handeln:

„Wieviele sind es?“

„Einer, kaiserliche Hoheit!“ entgegnet der Diener, der sicher nicht-begreift, was sein Herr mit der seltsamen Frage meint. Da atmet Paul befreit auf: „Wir sind gerettet“, schlägt das Kreuz über sich und befiehlt dem Diener:

„Laß ihn eintreten!“

Der riesengroße Nikolaus Zoubof tritt ein und wirft sich schon im nächsten Augenblick zu Pauls Füßen nieder. Die Kaiserin hat heute morgen einen Schlaganfall erlitten und liegt nun röchelnd, blutigen Schaum vor dem Munde, ohne Bewußtsein da. Nach Jahrzehnten der Kränkungen, der Furcht und des Wartens ist endlich Pauls große Stunde



gekommen, und der kniende Zoubof kündigte sie ihm an. . . —

Es macht Pauls Herzen alle Ehre, daß er von der Botschaft zunächst mehr bestürzt als erfreut war. Er weinte, sagte ein übers andere Mal: „Es ist schrecklich“, küßte abwechselnd seine Frau und Zoubof und konnte es nicht erwarten, daß die Pferde angespannt wurden, die ihn nach Petersburg bringen sollten. Gewiß weinte er nicht nur aus Schmerz, sondern auch aus allgemeiner, heftiger Nervenerschütterung, aber sicher ist in diesen Augenblicken, wenn auch nur vorübergehend, ein lang verschüttetes Gefühl wieder in ihm auferstanden, denn was immer man später ihm an schlechten Eigenschaften nachsagen konnte, — ein Heuchler ist er niemals gewesen. Seine Fahrt nach Petersburg ist übrigens ungemein charakteristisch für das Sprunghafte und Unzusammenhängende seines ganzen Wesens, in dem die widersprechendsten Neigungen und Leidenschaften Tür an Tür nebeneinander wohnten.

Zunächst war er ganz Trauer und Ungeduld, die sterbende Mutter zu sehen. Dann, als es Nacht wurde, schwärmte er den Mond an, und als er endlich im Palast der sterbenden Kaiserin eintraf, hatte er keinen andern Gedanken mehr, als die Papiere, um die seine Gedanken seit zwanzig Jahren kreiste.

Vierundzwanzig Stunden lang lag Katharina noch im Todeskampf, ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, und in diesen vierundzwanzig Stunden offenbarte ihre Umgebung die ganze Erbärmlichkeit der menschlichen Natur und auch die innere Armut, in der die glänzende und gewaltige Frau gelebt

hatte. Denn an diesem Sterbebett saß niemand, der voll trauernder Zärtlichkeit auf dies verrinnende Leben geblickt hätte, kein Mund sprach zu ihr die törichten, süßen Worte, die wir nur in den großen Mythen des Lebens — Liebe und Tod — finden und sprechen. Wohl war ihr Sterbegemach erfüllt von Männern, die gespannt immer wieder die Ärzte fragten, ob denn keine Hoffnung mehr sei, ob es wirklich zu Ende gehen müsse, sie alle aber dachten nur an das Reich oder an sich, und keiner wünschte, daß diese Frau um ihrer selbst willen lebe. Und sie alle, gleichviel ob sie Katharinas herrschende oder schenkende Hand verehrten, blickten gespannt, trotzig oder furchtsam auf Paul, den Herrn von morgen, und je weiter der Verfall der Sterbenden voranschreitet, umso mehr schmilzt der Troß, um so hündischer wird die Demut vor ihm.

Paul hielt sich neben dem Sterbezimmer seiner Mutter in einem Kabinett auf, das keinen eigenen Ausgang besaß, so daß alle, die zu ihm wollten (und wer wollte nicht zu ihm!), an der Sterbenden vorbei mußten, um zu ihm zu gelangen. Diese Ungehörigkeit störte aber offenbar keinen, denn für sie alle war das Verschwinden Katharinas nicht ein ergreifendes Schicksal, sondern nur ein politischer Vorgang, und niemand dachte an den krassen Hohn auf alle menschliche Größe, der sich hier offenbarte, wo jeder an einer Sterbenden vorüberging, um vom Lebenden Befehle zu erhalten. Dem Lebenden hatten inzwischen, wie es heißt, gefällige Hände schon jetzt die Papiere der Kaiserin ausgeliefert, und Paul konnte nun in Hast und Aufregung das vielbesprochene Testament suchen

oder den Ufas, der ihm zugunsten seines Alexander die Krone absprechen sollte.

Über das, was Paul in den Papieren seiner Mutter fand oder nicht fand, was er mit seinen wirklichen oder vermeintlichen Funden tat, sind zahllose Vermutungen, Deutungen und Anekdoten in Umlauf gesetzt worden, aber die wirkliche Wahrheit hat sich nie restlos offenbart, wie überhaupt die Vorgänge, die sich in und neben diesem Sterbezimmer abspielten, immer verschieden, aber immer „authentisch“ berichtet werden. Die einen behaupten, Katharina hätte den Sohn zu friedlichem Verzicht auf die Krone überreden wollen und versucht, sowohl seine Frau wie seinen ältesten Sohn für diesen Plan zu gewinnen. Maria Feodorowna hätte sich geweigert, Alexander aber zum Schein, gerade um dem Vater die Krone zu erhalten, zugestimmt, und der Dankbrief des Enkels an die Großmutter hätte sich unter den Papieren Plato Zoubofs vorgefunden. Andere wollen wissen, daß sich im Nachlaß der Kaiserin ein schwarz gebundenes Päckchen gefunden habe, das die Enterbung Pauls bestimmte und das er, noch ehe seine Mutter verschieden war, verbrannt hätte. Wieder Andere halten fest, daß erst der junge Alexander, dem sein Vater die Sichtung der großmütterlichen Papiere überlassen hätte, den Enterbungsumfas vorfand und auf eigene Faust verbrannte, ohne seinem Vater ein Wort davon zu sagen. Und noch Andere meinen, daß Katharina mit der Enterbung immer nur gedroht oder daß ihr plötzlicher Tod sie verhindert habe, irgend ein die Nachfolge bestimmendes Dokument zu hinterlassen. Doch wie immer es gewesen sein mag, —

am 17. November 1796 in der Morgenfrühe war ihr Todeskampf zu Ende, und Paul rief alsbald mit erstüchter Stimme: „Ich bin Euer Zar! Holt mir schleunigst einen Popen!“

\* \* \*

Von Lichtern umbrannt, von Gebete murmelnden Popen umkreist, liegt Katharina auf dem Paradebett. Im kaiserlichen Palaß ist alles dunkel, denn alle sind verheßt und übermüdet von den Erregungen und Ereignissen dieser letzten Tage. Nur Paul ist wach und hält nächtliche Zwiesprache mit dem Gespenst in der holsteinischen Uniform. Das zeigt wieder auf die blauen Fingermale an seinem Halse, stöhnt, daß niemals der Metropolit ihm die Krone auf die Stirne drücken durfte, und verschwindet ächzend, während um den Sohn wilde, spukhafte Vorstellungen flattern und zerflattern wie die Nebel in einer Herbstnacht der Berge. Allmählich aber formen sie sich zu einem klaren Bild, das so grauenhaft ist, als hätte es die mönchische Phantasie eines Mittelalterkaisers ausgedacht. Und wie Paul es in Nächten, da er von Halluzinationen heimgesucht wurde, erfunden hatte, so wurde es auch vollzogen: Er ließ das Skelett seines Vaters ausgraben und feierlich krönen, gerade als ob Peter noch am Leben wäre, und weil Alexei Orloff ihn gemordet hatte, mußte er ihm jetzt in dem schaurigen Krönungszug die Krone vorantragen. Dann wurde Peter neben Katharina bestattet, und so hat — eine seltsame Ironie! — der Tod die beiden wieder vereint, die sich doch, da sie lebten, bis in den Tod haßten. —

So rächte Paul den Toten an der Toten. Die Rache aber, die er für seine eigenen Leiden ersann,

war weniger schaurig, doch viel großzügiger, griff nicht ins Schattenreich, sondern in das Leben, in die Zukunft hinein. Weil Katharina regiert hat, soll nie wieder ein Weib in Rußland regieren, und darum verliert Paul unmittelbar nach seiner Krönung, noch in vollem Ornat, in der Kirche sein neues Thronfolgegesetz, das die Frauen von der Regierung ausschließt. Mit diesem Ukas, der die Schuld einer einzigen an ihrem ganzen Geschlecht rächt, verrät Paul deutlicher und erschütternder, als er es in zwanzig Bänden hätte tun können, was er von der Herrschaft seiner Mutter gedacht und erduldet hat...

Der himmlische Bräutigam aber, der Ruhm, dem Katharina sich verlobt hatte, trat mit leuchtenden Schritten zu der toten Kaiserin hin. Er verlöschte die Zeichen der Schmähung und des Undanks, die der Sohn und das Volk auf die Sargwände geritzt hatten, denn trotz aller menschlichen Schwächen und Verfehlungen war die Seele dieser Frau mächtig und voll jubelnden Wollens gewesen. Über Haß und Vergessenheit trug er sie hinauf in die Gefilde der Unsterblichkeit, um die sie fast ein halbes Jahrhundert lang mit all ihren Kräften und all ihrer Sehnsucht gerungen hatte. Zu den Erwählten unter den Herrschern führte er sie hin, zu ihnen, die ihren Ländern Urkraft — neue Erde — erringen durften. Und weil auch sie allezeit eine Mehrerin des Reiches gewesen war, nannte er sie und vermählte sie sich mit dem Namen:

— Katharina die Große. —



## Benutzte Werke:

Waliszewski, K.: Le Roman d'une Impératrice.

—, Autour d'un Trône.

—, La Dernière des Romanov.

Paul I.

Lettres de Cathérine II et de Voltaire.

Brückner: Katharina II.

Billbassoff: Geschichte Katharinas II.

Bülau: Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen.

Briefwechsel der Landgräfin Karoline von Hessen.

Memoiren der Kaiserin Katharina II.

Katharina II.: Lettres à Grimm.

